Voltaires Henriade
in der deutschen Kritik vor Lessing.

Inaugural-Dissertation,

zur Erlangung der Doktorwürde
der philosophischen Fakultät (I. Sektion)
der K. Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von

ACAD.
LUGD. BAT.
BIBL.

Kurt Kersten.

Berlin.
Mayer & Müller.
1914.

Eingereicht am 28. Januar 1914.

Genehmigt auf Antrag des Herrn Professors Muncker.

Tag der mündlichen Prüfung: 28. Februar 1914.

Meiner Schwester.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41552317_0033

Inhalt.

Seite

I. Das Wesen der Henriade 1
II. Die französischen Kritiken vor 1729, Faget und Rolli . . . 8
III. Gottscheds Kritik 14
IV. Die Henriade in den Werken Schlegels, Trillers und Schönaichs 29
V. Die Kritik der Zeitgenossen über Gottscheds Henriadekritik . 53
VI. Die ausländischen Kritiken seit dem Jahre 1730 55
VII. Die deutschen Kritiken nach Gottsched 61
Beilage:
Die Polemik gegen Voltaires Dramen vor Lessing und Gerstenberg in Deutschland (ein Überblick) 69

Bemerkung: Für Voltaire kommt Molands Pariser Ausgabe von 1877 in Betracht, sie wird der Kürze halber „Beuchot“ zitiert, auch deshalb, weil die meisten Zitate von Beuchot herrühren. Jede der vier Ausgaben der „Critischen Dichtkunst“ von Gottsched ist durchgesehen worden, zitiert wird nach der dritten Auflage. Die Zitate aus Schönaichs „Hermann“ stammen aus der II. Ausgabe (1753).

Register.

Addison: 45.
Alonzo: 5, 15.
Ariost: 49, 56, 60.
Aristoteles: 73—75, 78.

Balzac (H. de): 7.
Baretti: 60.
Batteux: 28, 59, 69, 74, 76.
Bayle: 6, 23, 50, 72, 73.
La Beaumelle: 60.
Bellechaume: 8.
Bengesco: 12, 27, 57.
Blanck: 15.
Bodmer: 14, 43, 51, 53, 62, 64, 70, 74, 77, 79.
Boileau: 4, 40, 50, 58.
du Bois: 9.
Bolingbroke: 23.
Bonnefou: 10.
Bonneval: 8, 12.
Le Bossu: 5, 15, 16.
Boubouru: 50.
Bouvy: 2, 6, 13, 60.
Boxberger: 65.
Bräuner: 54.
Breitinger: 72, 73.
Breitkopf: 44, 47.
Brockes: 3.
Le Brun: 59.
Brunetière: 1.
Brühl (Minister): 35.
Brühl (Moritz von): 75.
Burmann: 6.

Cabriano: 27.
Calas: 23.
Calepio: 70, 71.
Cambiague: 4.
Camoëns: 5, 15.
Cappeval: 27.
Casanova: 60.
Cataneo: 75.
Chapelain: 14.
Chassiron: 76.
Cicero: 68.
Clairon: 66.
Cocchi: 57.
Corneille: 2, 69, 74, 76.
Cramer (j.): 64, 78.
Crébillon: 75, 76.
Creutz: 3.
Curtius: 54, 58, 77.

Dante: 60.
Danzel: 33, 44—46.
Denina: 60.
M. Denis: 52.
Desfontaines: 10, 11, 14, 22, 24, 55, 60.
Desnoiresterres: 3, 8, 9, 11.
Diderot: 60.
Droysen: 7.
Dubos: 49, 71.
Dusch: 76.
Dussol: 4.

Eckermann: 48.
Eulenspiegel: 27.

Faget: 12—14, 18—20, 22, 23, 25, 28, 34.
Fénelon: 8, 62, 63.
La Fontaine: 65.
Fontenelle: 74, 75.
Formey: 75.
Fougeret: 27, 28.
Fréron: 55, 60.
Friedrich II.: 1—3, 43, 57, 64, 77.

Garnier: 60.
Gärtner: 79.
Gellert: 20, 75.
Gervinus: 43.
Gerstenberg: 69.
Geßner: 57.
Gleim: 66, 69.
Goethe: 48, 68.
Gottsched: 3, 12, 14—33, 37, 38, 40, 42—56, 58, 61, 66, 68—77.
Frau Gottsched: 45—48, 73, 74.
F. M. Grimm: 27, 44, 57.
Groeben: 17.
Gustav III: 3.

Haller: 32, 51, 61, 65, 75—77, 79.
Hamann: 9, 67, 68.
Hamel: 65.
Heiß: 79.
Herder: 68.
Hettner: 2.
Hirzel: 32, 61, 76.
Home: 61.

Homer: 4, 5, 15, 16, 30, 56, 57, 60, 63, 66, 68, 74.
Huber: 79.
Hudemann: 32.
St. Hyacinthe: 2, 3, 11, 22, 57, 58, 65.

Jacobi: 66.
Juncker: 79.

Kerr: 7.
Klopstock: 1, 4, 7, 9, 14, 28, 51, 62—68, 78, 79.
Köster: 49.
Krause: 33.

Ladendorf: 33, 53.
Lanson: 10.
Lappenberg: 64.
Leibniz: 25.
Lenz: 71.
Lessing: 2, 57, 68, 71, 72, 77—79.
Locke: 25.
Lockmann: 27.
Loebell: 48.
Lucan: 2, 6, 57.
Ludwig XV.: 3.

Maffei (Dichter): 71.
Maffei (Nuntius): 8, 9.
des Maizeaux: 11.
Malezieux: 1, 4, 58, 65.
Marmontel: 1, 27, 57, 60.
Marvilles: 72.
Maupertuis: 44—46.
Mauvillon: 56.
G. F. Meier: 53, 54.
Meinhard: 61.
Mendelssohn: 61.
Milton: 7, 8, 19, 28, 29, 50, 53, 60, 62, 66, 69.
du Molard: 75.
Molière: 23, 65.
Montesquieu: 6.
J. Möser: 78, 79.
Mosheim: 19, 20.
de la Motte: 11, 69.
J. v. Müller: 66.
Muncker: 15, 48, 63, 64.

Naumann: 32.
Nisard: 55.

W. Oncken: 3.

Perrault: 11.
Piron: 75.
Pope: 10, 66, 68.
Pradon: 11.
Pyra: 30, 52.

Quirini: 27.

Rabelais: 27.
Rabener: 20.
Racine: 4, 74.
Ramler: 69.
Rapin: 63, 68.
Reichard: 66.
Reichel (Eugen): 15, 45.
Riccoboni: 71, 74.
Rochefoucauld: 6.
Rolli: 13, 14, 57, 62.
Rosenkrantz: 60.
J. B. Rousseau: 5, 10, 19.
J. J. Rousseau: 32, 60, 66, 76.
Frau Runckel: 46.

Scarron: 28.
Schirmacher: 5.
J. A. Schlegel: 59.
J. E. Schlegel: 29, 30, 72.
Schlenther: 45, 46, 48.
Schmidt (E.): 77.
Schönaich: 24, 28, 29, 32—49.
Schuldheiß: 64.
Shakespeare: 68.
Sirven: 23.
Sophokles: 70.
Stern (A.): 33.
Stuß: 52.
Sulzer: 51.
Swift: 5.

Tasso: 13, 14, 19, 21, 22, 44, 49, 56, 60, 62, 66.
Temple: 49.
Thieriot: 3, 12, 21.
Thuan: 25, 26.
Thyssen (E.): 71.
Triller: 24, 30—32, 38, 39, 48.
Trinius: 20.
Tscharner: 64.

Virgil: 5, 13, 16, 30, 39, 53, 56, 57, 60, 61, 63, 66, 74.

H. L. Wagner: 71, 74.
Waniek: 15, 18, 53.
Warton: 60.
Wieland: 43.
Winkler: 19, 20.
E. Wolff: 46.

Zachariae: 52, 53.

I.

Das Wesen der Henriade.

Im Winter 1723/24 wurde in Rouen das Epos eines jungen Franzosen gedruckt, das rebellischen Geist atmete und heimlich verkauft werden mußte. Sein Verfasser hatte es als Staatsgefangener in der Bastille geschrieben. Dies Epos Voltaires handelte von den Schicksalen Heinrichs IV., der mit knapper Not den Schrecken der Bartholomäusnacht entrann, später Paris belagerte, seine Widersacher überwand und seinen Feinden verzieh.

Das Epos hatte 10 Gesänge und war in Alexandrinern gedichtet.

Heute wird selbst der größte Voltaireverehrer nichts gegen die Worte des Voltairehassers Brunetière einzuwenden haben: „la lecture en est insoutenable au plus voltairien d'entre nous; il y endort presque aussi vite qu'au Incas de Marmontel". (Études sur le XVIIIe siècle. p. 61.)

Aber eine knappe Spanne Zeit hat dies Werk die europäische Welt sehr erregt und eine Flut von Kritiken hervorgerufen. In kurzer Zeit wurde es immer wieder aufgelegt. Viele Schriftsteller dieser Jahrzehnte äußern sich über das Gedicht. Selbst Friedrich der Große schrieb 1736 in Rheinsberg eine begeisterte Vorrede.

Weshalb aber hatte Voltaire sein Epos gedichtet? Klopstock wirft ihm in einem bitterbösen Epigramm „Malezieux' Meinung" vor, er habe es nur aus Eitelkeit geschrieben, da den Franzosen ein Epos gefehlt hätte. Ein Körnchen Wahrheit liegt schon darin. Gewiß war Voltaire, wie oft in seinen Taten, von persönlichster Eitelkeit gereizt. Er war jung, von dem Erfolge seines „Oedipe" berauscht, von Frauengunst beglückt, er war ein Franzose

und lebte in Paris, das damals der Mittelpunkt der Welt war. Aber man darf sich mit dieser Erklärung nicht begnügen.

Hettner spricht im Beginn des II. Bandes seiner Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts vom neu erwachten politischen Leben Frankreichs der 20er Jahre.

Bouvy sagt in seinem vortrefflichen Buche „Voltaire et l'Italie“: „La Henriade est déjà une œuvre de polémique“ (p. 139). Und St. Hyacinthe sagt in einer seiner Kritiken, was Voltaire von Lucanus im Essai sur la poésie épique geschrieben hatte: „(la Henriade est) une gazette pleine de déclamations“.

Mit diesen Schlagwörtern ist die Bedeutung des Epos gekennzeichnet. Es ist ein Riesenleitartikel in Versen, der von der Not der Zeit ein Lied zu singen weiß, mag er auch in ein „dichterisches Gewand“ gehüllt sein. Voltaire begriff den Geist seiner Zeit sofort und schilderte einen Fürsten, der aber auch in allem das lichte Gegenbild des damaligen Regenten war: einen guten Fürsten, der ein gutes Volk regierte (denn nicht mehr verlangte der Fürst allein ein gutes Volk); einen Fürsten, der ein Edikt erließ, das vor einem Menschenalter aufgehoben war. (Die schweren Folgen dieses Schrittes für das Wirtschaftsleben beklagte Voltaire noch 1768 im „Homme aux quarante écus“.) Dieser Fürst Heinrich verzieh allen seinen Feinden, war milde, gütig und gerecht [1]).

Eine friedsamere Zeit brach trotz der Aufhebung herein; die Gegenreformation wurde vergessen, ein menschlicherer, versöhnlicherer Geist kündigte sich an. „Kindlein, liebet euch!“ Dies Johannisevangelium Lessings ruft schon mahnend aus der Bartholomäusnacht, die Voltaire im II. Gesang schildert. Alle empfanden diese humane Tendenz als den Kernpunkt des ganzen Gedichtes: Bolingbroke, Friedrich II.,

[1]) Allerdings wird man auch auf Corneilles „Großmuttragödien“ verweisen müssen. Vor allem denkt man an die Worte des Augustus im „Cinna“: „Soyons amis Cinna!“

auch Gottsched. Auf einer Gravüre der illustrierten Ausgaben zerbrechen Putten Degen und umkränzen Flinten [1][2][3].

Welche Idee aber hatte das Werk wirklich?

Niemand wußte es. Selbst nicht Voltaire, wie St. Hyacinthe spottete. 1723 nennt er sein Gedicht „La Ligue".

[1]) W. Oncken teilt in seinem Werke „Das Zeitalter Friedrichs des Großen" einen Brief des Grafen Creutz an Gustav III. von Schweden mit, der Voltaires Absichten und die Wirkungen seines Werkes beleuchtet (II, p. 477): „Der ehrwürdige Greis (Voltaire) ist in Tränen ausgebrochen, als er hörte, daß E. k. H. die Henriade auswendig gelernt habe. Es ist wahr, sagte er, ich habe sie geschrieben, um Könige zu belehren — aber ich hoffte nicht, daß sie ihre Früchte bis in den Norden tragen würden. Ich habe mich getäuscht, der Norden hat jetzt Helden und große Männer erzeugt. Ich bin alt und blind, aber wenn alles, was Sie mir sagen, wahr ist, so sterbe ich zufrieden, denn in 50 Jahren gibt es in Europa keine Vorurteile mehr."

[2]) In Deutschland regen sich gleiche Gesinnungen. Brockes veröffentlicht im „Irdischen Vergnügen in Gott" (**1721**) Verse über das Thema „Heldengedicht" und führt heftige Klagen gegen die Epen, in denen:

„Ein Räuber, Bluthund, Uebelthäter,
„Der größte Wütherich der Welt
„Ein Mörder, Stadt- und Landverräter,
„Wo er ein Günstling, heißt ein Held."

Diese „Helden" strebten nur durch „Brand und Scharmützel" nach einem großen Namen. Brockes schildert die Schrecken im Spital und warnt die Fürsten vor den Kriegen.

[3]) Friedrich II. schrieb in seiner Vorrede, er stelle das Gedicht über die Aeneis: „La Henriade ne respire que l'humanité: cette vertu si nécessaire aux princes ou plutôt leur unique vertu" (Beuchot VIII, p. 25).

Wieviel Voltaire daran lag, daß sein Werk von Fürsten gelesen wurde, lehren die Bemühungen, es Regierenden zu widmen. Natürlich wird er auch noch andere Gedanken dabei gehabt haben. Er saß 1718 in der Bastille, als er den Regenten bitten wollte, Stücke aus dem Gedicht zu hören; 1720 denkt er daran, es dem Regenten zu widmen (Beuchot XXXIII, Nr. 35, p. 48; XXXIII, Nr. 42, 43, p. 55). Auf den Holzschnitten wird eine Schmeichelei für Ludwig XV. gebracht: „A la tête du poëme, Henri IV au naturel sur un trône de nuages, tenant Louis XV entre ses bras" (11. 9. 1722 an Thieriot, Beuchot, p. 70). — Auch Ludwig XV. sollte es gewidmet werden (Desnoiresterres, La jeunesse de Voltaire, p. 233), endlich dachte er auch an Bolingbroke (Desnoiresterres, p. 368).

Dann taucht der Name „Henriade“ auf und scheint auf einen Helden zu deuten, aber zuletzt behauptet er, die Religion[1]) spiele die Hauptrolle, während doch seine Verehrer für die Politik des Fürsten schwärmten. Der schlimmste Fehler aber war der Kompromiß. Voltaire predigte Duldung, beschirmte die Hugenotten und bekämpfte doch wieder im ersten Gesang den Calvinismus, ging dann aber wieder gegen den Katholizismus vor, nachdem er ihn als den einzigen wahren Glauben verkündet hatte. Voltaire wollte objektiv sein und ließ sich doch wieder hinreißen oder zur Nachgiebigkeit verleiten. So konnte er einmal aus London an Dussol schreiben: „J am here a confessor of catholic religion“ (Beuchot XXXV, p. 162, Nr. 168, 1726 — es handelt sich stets um die neue Ausgabe von 1877 ff.). Und dann wieder schrieb er an Cambiague: „J'ai trop recommandé dans mon poëme l'esprit de paix et de tolérance en matière de religion, j'ai trop dit de vérités à la cour de Rome, j'ai répandu trop peu de fiel contre les réformés, pour espérer qu'on me permette d'imprimer dans ma patrie ce poëme composé à la louange du plus grand roi que ma patrie ait jamais eu“ (Beuchot XXXV, p. 108, Nr. 107, 1724).

Man sieht, auch ein nationales Heldengedicht sollte es sein. Und seinen Essai sur la poésie épique (Beuchot VIII, p. 363) schloß er mit den Worten Malezieux', die Klopstock sicherlich zum Epigramm veranlaßt haben: „Vous entreprenez un ouvrage qui n'est pas fait pour notre nation: les Français n'ont pas la tête épique . . . Quand vous écririez aussi bien que M. M. Racine et Despréaux, ce sera beaucoup si on vous lit.“ Auch eine literarische Tat von weittragender Bedeutung sollte es sein.

Denn Voltaire wollte ein großer epischer Dichter sein, er wollte dichten und Homer zivilisieren: in seinem Werke wurden die Rechte der Menschlichkeit verhandelt, bei Homer aber schien ihm schließlich alles nur darauf anzukommen

[1]) 1730 im Aufsatz: „Idée de la Henriade“: „Le point le plus important est la religion, qui fait en grande partie le sujet du poëme et qui en est le seul dénouement“ (Beuchot VIII, p. 42).

wer Helena besitzen sollte (Beuchot VIII, p. 333). Wenn er im Essai Alonzo und Camoëns verteidigt, spricht er für sich. Wenn er sagt: Homère a fait Virgile, dit-on, si cela est, c'est sans doute son plus bel ouvrage (Beuchot VIII, p. 323), so hofft er, jemand würde sagen, die Henriade sei das beste Werk Virgils. Er wollte ein epischer Dichter sein, während er doch gar keine heroische Gebärde hatte, und ihm die Not der Zeit mehr auf der Seele brannte als das eigene Leid. Knappe Satiren zu schreiben, war seine Sache noch nicht. Das war nicht wirkungsvoll genug, und war das Kunst? (Swifts Gulliver war noch nicht erschienen.) Nun brachte er einen ungeheuern Apparat auf, duckte sich aber ängstlich nach den Regeln und schrieb fast schülerhaft seinem Freunde J. B. Rousseau, er habe alle Regeln beobachtet[1]). Aber er sieht, daß es sehr schwer ist, und wiederum darf man wohl Worte über Virgil auf das eigene Werk beziehen (Beuchot VIII, p. 323): „il les (les dieux) fait agir avec plus de jugement que le poète grec (Homère)". Und da er sich vielleicht der Uneinheitlichkeit des Werkes bewußt ist, wendet er sich auffällig heftig gegen Bossus Theorie, obwohl er ja historisch weit schärfer sah (Beuchot VIII, p. 322). Bossu sagte, man müsse im Epos eine moralische Fabel wählen, die Helden seien ganz gleichgültig; dann bewies er es höchst seltsam und für uns geradezu absurd an der Ilias und Odysee. Nein, sagt Voltaire, zuerst kommt der Held, die moralische Fabel ist ganz gleichgültig. Wir wissen aber, wie wichtig ihm und seinen Verehrern gerade die Idee der Religion, der Duldung, der guten Politik war! Nun hatte er selbst verspürt, wie schwer es war, Regeln zu beobachten, und vielleicht wurde deshalb der Essai so radikal. Hätte er nur mehr Mut gehabt, als er das Epos schrieb! Aber das Gedicht wurde eine Mischung von Zeitungsartikeln, echt französischer

[1]) Voltaire an J. B. Rousseau im Januar 1722 über „Oedipe" und „Henriade": „Vous y trouverez, je crois, les règles du poëme épique observés" (mitgeteilt von Käte Schirmacher: Voltaire und der junge Goethe. Ehrengabe für H. Morf, p. 370).

Theatralik, vernünftelnden Allegorien, erzwungener Poesie, und wimmelte von nachempfundenen Situationen (über die Abhängigkeit von italienischen Epen vgl. Bouvy, Voltaire et l'Italie).

War denn diese Zeit überhaupt noch dichterisch produktiv? War die Zeit des Epos für Frankreich nicht vorbei?

Voltaire selbst urteilte, daß seine Landsleute kein Epos schreiben könnten. Er hatte die Franzosen seines Jahrhunderts im Essai charakterisiert (Beuchot VIII. p. 310): „Les Français ont la clarté, l'exactitude, l'élégance: ils hasardent peu; ils n'ont ni la force anglaise qui leur paraîtrait une force gigantesque et monstrueuse, ni la douceur italienne, qui leur semble dégénerer en une noblesse efféminé!"

Und dennoch!

Einmal schreibt man keine Epen, wenn man unkriegerisch gesinnt ist und einem die große Geste fehlt, aber auch dann nicht, wenn man weder eine große schöpferische Phantasie noch einen leidenschaftlichen Drang zur Erhabenheit hat. Und dann muß man mehr von der Welt, den Leuten und sich selbst halten. Nur fromme, gläubige Menschen haben wirklich große Epen geschrieben. Der Geist dieser Jahre aber war in Frankreich ganz anders geartet. Die romanische Stadtkultur war so verfeinert, die Macht der Instinkte so gebrochen, aber die Nerven so gereizt, durch Rochefoucauld der Glaube an die menschliche Würde so erschüttert und durch Bayle der Glaube an die göttliche Allmacht so ins Wanken gebracht, daß ein rasender Ajax zwischen koketten, trippelnden Damen, eitlen Gecken, geistreichen Causeurs, Glücksrittern, Schwindlern und auch Männern wie Montesquieu fast komisch wirken mußte [1]).

[1]) Die „Nouvelle Bibliothèque" (Haye, Octobre 1740) meint: „Lucan habe sich einen Stoff gewählt, der nicht lange vor seiner Zeit geschehen. Dem Leser sei diese Geschichte noch wohlbekannt, und er könne es nicht vertragen, daß sie mit fremdem und fabelhaftem Ausputze verstellt worden. Deswegen sei auch die Henriade tadelnswert (Notiz aus den „Leipziger gelehrten Zeitungen". Beiträge 1741/1742. Besprechung von Burmanns Lucanusausgabe).

Jeder wußte, daß die Weltgeschichte nicht mehr nur im Kampfe Mann gegen Mann gemacht wurde, sondern im Kabinett eines Ministers, eines Finanzmannes, eines Armeelieferanten, einer großen Dame. (Der Wiener Hof schickte 1740 wegen Schlesien einen Juden nach Berlin!) [1])

Und dann wußte man, nur das Land würde siegen, welches im Frieden am eifrigsten arbeitet. Das Schwinden der hugenottischen Arbeitskräfte sah man bald mit bitterer Reue.

Es ist ein Gesetz: Friedsame Zeiten erzeugen zwar schwächere Muskelkräfte, aber verfeinerte Hirntätigkeit im Guten wie im Bösen, jede Stadtkultur steigert ferner den Skeptizismus. Alles läuft darauf hinaus, was Alfred Kerr „Zerstörung des Heldenbegriffs“ genannt hat.

Derselbe Geist dringt ja auch in den Werken Miltons und Klopstocks durch. Was ihre Epen groß macht, ist auch nicht das kriegerische Element. Aber dafür haben sie nun den Glauben, das biblische Pathos und die tiefe religiöse Empfindung, Eigenschaften, die Voltaire nicht bringen konnte, und für die er Moral und Humanität setzen will, die in Dichtungen unerträglich wirken. Aber sind nicht Milton und Klopstock in feinen psychologischen Zügen am vortrefflichsten? nicht in der Schöpfung „gebrochener“ Helden, die auch einem Ajax fremd gegenüberstehen würden? Wir haben Klopstocks seltsamen, abenteuernden, verzweifelnden Abbadona. Wie schön ist bei Milton das Erwachen Adams nach der ersten Nacht, wenn er sich auf den Arm stützt und die schlummernde Eva betrachtet, um ihn ist der junge Tag des leuchtenden Paradieses, aber in der Ferne lauert auch schon das Verderben. Ist es nicht der Beginn von etwas ganz Neuem, wenn wir uns dann Balzacs ironische Worte vergegenwärtigen, der

[1]) Droysen sagt in der „Geschichte der preußischen Politik“ gerade von diesen Jahren (V. Teil, Friedrich der Große, I, p. 4): „Die Welt gewöhnte sich, in solchem Betriebe des politischen Glücks- und Betrugsspiels die Summe der Staatsweisheit, die ganze Kunst des Regierens zu sehen.“

Mann müsse als der Herr stets vor der Frau erwachen? Wie unendlich fein und erlebt ist jener Vorgang nach dem Sündenfall: die Erkenntnis treibt sie zum Liebesgenuß, aber wie fürchterlich wird ihnen nun das Erwachen! Schildert der Brite nicht alle Qualen der Erkenntnis, wenn sie die Naivetät zerstört hat?

Aber Voltaire kannte weder diese feinen Züge noch die religiöse Sehnsucht, sondern nur die epische Maschinerie des ausgehenden Barock und die Humanitätstiraden. Sein Epos hat ihm damals einen ungeheuern Ruf erworben, weil es eben aktuelle Tendenzen predigte und gewissermaßen Fénelons Prinzenbuch „versifizierte". Es war tatsächlich „une gazette pleine de déclamations". Daher rührte sein kurzer Ruhm. Aber niemals hat Voltaire auch nur ein einziges Wort des Mißfallens über sein Werk geäußert; wie hieß aber sein zweites und letztes „Heldengedicht"? — La Pucelle!

II.

Die französischen Kritiken vor 1729, Faget und Rolli[1]).

Die erste Kritik hat wohl die Kirche geübt. Die „Leipziger Gelehrten Zeitungen" berichteten am 4. März 1723 (p. 153) aus Paris, der Nuntius (er heißt nach Desnoiresterres a. a. O. p. 300: Maffei) habe verlangt, den Druck des Gedichtes „La Ligue" zu verhindern, bis es von drei Personen untersucht worden sei, da sich Sachen darin be-

[1]) Die Kritiken sind analysiert worden, soweit sie in den Bibliotheken zu Berlin und München auffindbar waren. Von den Kritiken, die Beuchot zitiert (VIII, p. 8), fehlen gänzlich in dieser Arbeit:

„Les réflexions critiques sur un poëme intitulé la Ligue etc., 1724, in-8°, eurent deux éditions en 1724 (!) On les attribue à Bonneval."

Ferner war Bellechaumes Kritik nicht vorhanden. Die erste Kritik befindet sich sicher auf der Nationalbibliothek zu Paris.

Ebenso sind von den Kritiken nach 1730 nur die wichtigsten herangezogen worden. Der Verfasser hofft, die Lücken später ausfüllen zu können. An den Grundzügen der Entwicklung wird sich schwerlich etwas ändern.

fänden, die der Religion zuwider seien.“ Im August 1723 (p. 628) heißt es, der Nuntius habe den Kardinal du Bois ersucht, den Autor zu nötigen, die eingereichten Abschilderungen des römischen Hofes aus dem Werke wegzustreichen. Man glaube aber, der römische Hof werde sich durch die Stellen, da der Autor die Protestanten angriffe, wieder besänftigen lassen! — Der römische Hof habe sich auch zufrieden gegeben, aber andere Katholiken nicht. —

Vielleicht waren es erst diese Angriffe, die Voltaire bewogen, so hartnäckig zu betonen, die Religion sei die Grundidee. In einer Vorrede von 1730 schreibt der Dichter erregt, er habe die Religion nicht angegriffen. Im Gegenteil! „Ce poëme ne respire que l'amour de la religion et des lois, on y déteste également la rébellion et la persécution. Il ne faut pas juger sur un mot, un livre écrit dans un tel esprit“ (Beuchot VIII, p. 42). Das Vorspiel, das die Kirche eröffnete, charakterisiert vortrefflich die Stimmungen der Kritiken. Es handelte sich um die Religion — die Spannung war a priori groß. Die Kritiken erwecken den Eindruck, daß die „Henriade“ die Gemüter stark erregt haben muß. Mit einem Schlage tritt jetzt Voltaires Namen, der schon seit dem Erscheinen des „Oedipe“ Klang hatte, in aller Menschen Mund. Die „Leipziger Gelehrten Zeitungen“ bringen in diesen Jahren zahlreiche kleine Notizen über Voltaire.

Der Enthusiasmus mancher Kreise wird durch den Panegyrikus eines Franzosen aus dem Jahre 1724 trefflich gekennzeichnet. Desnoiresterres teilt ihn mit (La Jeunesse de Voltaire, Paris 1867, p. 298). Es lohnt sich, noch einmal einige Stichworte hervorzuheben, da sie lebhaft zu Klopstocks und Hamanns Urteilen kontrastieren und uns den Umschwung der Meinungen innerhalb weniger Jahrzehnte kennen lehren: un ouvrage merveilleux, un chef-d'oeuvre d'esprit, beau comme Virgile, et voilà notre langue en possession d'un poëme épique. — Dieser letzte Satz ist echt französisch: wir besitzen ein Epos! Und zuletzt rühmt er alles, was man nach Klopstock an einem Epos nicht rühmen darf:

die Klugheit, die Wahrung der Regeln, den Anstand, die Eleganz, die einfache und erhabene Deklamation. Voltaire selbst dagegen schrieb 1726 im Essai, die Franzosen hätten kein Epos wegen ihrer „clarté, exactitude, élégance“ [1]).

J. B. Rousseau ist einer der wenigen, die sich religiös nicht verletzt fühlen. Er lobt Voltaire, daß er das Eingreifen der Götter vermieden, die Handlung aus sich selbst heraus entwickelt und doch die Religion nicht verletzt habe [(à Vienne le 11 mai 1722) mitgeteilt von Paul Bonnefon in der „Revue d'Histoire littéraire de la France. 9e année, No. 4, Octobre—Décembre 1902: Une inimitié littéraire au XVIIIe siècle d'après des documents inédits. Voltaire et Jean Baptiste Rousseau, p. 555].

Die Kritiker von Beruf aber zogen mit schwerem Geschütz auf. Das Thema Religion lockte beide Bekenntnisse auf den Plan. Aus dem katholischen Lager kam der Abbé Desfontaines, dessen Kritik im VII. Bande der Bibliothèque française 1726 erschien (p. 257—280). Der Abbé schreibt sehr gereizt und beginnt mit Bemerkungen rein ästhetischer Art, die aber einen strengen doktrinären Standpunkt verraten. Er tadelt, daß dem Gedicht ein Held fehle, für den man fürchte (p. 260: on ne craint jamais pour lui, il est toujours heureux, toujours triomphant, et on sait d'avance qu'il le doit toujours être. Henri voyage, se bat, dort, fait l'amour, se rend catholique et prend Paris. N'y a-t-il pas là assez d'action pour un Poëme? Si c'est peu de chose que cela je trouve qu'il a fallu bien de l'esprit pour l'étendre, et pour en composer un Poëme épique).

Dann macht sich Desfontaines über die Reden des heiligen Ludwig lustig, der von Krieg, Kunst, Philosophie

[1]) G. Lanson (Voltaire, Paris 1906, p. 36) zitiert Worte Popes über die Henriade. Schlagworte, die aber damals gewiß keine waren, sondern kräftig einschlugen, hat Pope geäußert: „l'humanité“, „un homme de sens“, „ces honnêtes principes“, „cet esprit de vraie religion“, „libre penseur“, „vérité“, „charité“.

Man liest diese Worte, die in einem kleinen Absatz von kaum 15 Zeilen stehen, überfliegt in Gedanken den Raum vom Beginn bis zum Ende jenes Jahrhunderts, und der ganze Zusammenhang wird klar.

und Poesie, aber nicht von Religion spräche: „St. Louis est un satyrique et un médisant, il parle mal de Pradon, de M. de la Motte et même de Perrault“. — Auch die Liebesepisode (Heinrich und Gabrielle d'Estrée, IX. Gesang) tadelt er und hielt ihr die Episoden Aeneas und Dido, Telemach und Eucharis vor. — Diese Vorwürfe sind nicht unbegründet, aber der boshafte Unterton raubt der Kritik ihre strenge Sachlichkeit. Schließlich läuft für den Abbé alles doch auf das Thema Religion hinaus.

Erst hier wird klar, weshalb er Voltaires Feind geworden ist: „D'un côté il la représente avec des couleurs affreuses. Mais d'un autre côté c'est un vrai Ultramontain, qui nous représente le Pape comme infaillible dans ses Décisions. Vous avez dit assez de mal de la Cour de Rome, pour être comme obligé de lui dire ensuite quelque douceur.“ Desfontaines' Kritik ist rein negativ, die humanen Tendenzen übersieht sie völlig.

St. Hyacinthe schrieb eine Kritik im Jahre 1728, die im Teildruck auch in der Bibliothèque française, Tome XII, p. 104—115, erschienen ist. Er übte eine sehr scharfe Stilkritik, aber auch er unterließ es nicht, von der Religion zu sprechen, und warf Voltaire vor, daß er ein Gedicht, in dem sich der protestantische Held zum Katholizismus bekehrte, und ein Greis im Protestantismus nur eine schädliche Sekte sähe, einer protestantischen Königin von England widmete. Später hat St. Hyacinthe noch geschrieben: „Critique de la Henriade“ (en neuf lettres). Man druckte sie in den „Voltariana“, jener Sammlung antivoltairischer Schriften (1738, Paris, die Kritik, p. 486 ff.). Über diese Kritik, die noch das beste Stück der Sammlung ist, wird später zu sprechen sein.

Über die Widmung an die englische Königin machte sich auch Des Maizeaux lustig. Desnoiresterres zitiert seine Kritik und nennt sie „vétilleuse“ (La jeunesse de Voltaire, Besprechung der Henriade, p. 297 f.)

1728 wurde im Haag eine Ausgabe der Henriade veranstaltet, in der eine Kritik: „Pensées sur la Henriade“

stand (p. 247—262). Die Kritik muß Aufsehen erregt haben. Die Bibliothèque française schrieb (Tome XII, p. 326): „La critique est d'un très mauvais goût, il y a un ton de plaisanterie qui ne plaira jamais aux personnes judicieuses.“ Was der Bibliothek vielleicht am meisten mißfallen mußte, war der protestantische Standpunkt des Verfassers, der allerdings auch über Gebühr betont wurde. Auch Gottsched hat diese Kritik zitiert. Voltaire schrieb empört am 8. 8. 1728 (an Thieriot, Beuchot XXXV, p. 181, N. 180): cette misérable critique, cette guenille. Über den Verfasser teilt Bengesco (I. p. 103) dies mit: On a toujours attribué ces Pensées à René de Bonneval. Voltaire nous apprend qu'elles ont été par un certain Faget, „réfugié connu à Londres“ (à Thieriot 27 avril et 4 août 1728). Ob Voltaires Verdächtigungen Grund haben, kann nicht entschieden werden, da wir sonst nichts von Faget wissen. Jedenfalls ist manches in der Kritik beachtenswert, besonders schon deswegen, weil nun plötzlich auch Protestanten sich beleidigt fühlen und Voltaires Objektivität bezweifeln.

Faget gesteht ein, die Henriade zweimal mit Wohlgefallen gelesen zu haben, und bemerkt, dergleichen widerfahre einem nicht oft bei französischen Dichtern, er vermisse in ihren Werken fast immer Kraft und Entschlossenheit. Dann geht er sofort in medias res und stellt heftig die Frage, weshalb denn Heinrich IV. seinen Glauben wechsele? Faget ist zwar ein hitziger Protestant, aber die Feststellung dieser Tatsache ist entschieden wertvoll: wie könne man einen Mann verherrlichen, der aus reiner Politik viermal seinen Glauben gewechselt habe. Höhnisch bemerkt er, trotzdem aber habe man sein Werk in Frankreich nicht dulden wollen, da er nicht scharf genug gegen die Hugenotten vorgegangen sei. Mit einer großen Genugtuung stellt Faget die englische Toleranz fest, die sich erst kürzlich wieder zeigte, als man den verbannten Voltaire empfing. Man wird sich nicht wundern, daß Faget empört ist über die Behauptung des Greises auf der Insel Jersey (I), der

Protestantismus müsse vergehen und Heinrich IV. sich zum Katholizismus als dem einzigen wahren Glauben bekehren. Die Schilderung der Blutnacht findet natürlich seinen Beifall, auch die Darstellung der römischen Verhältnisse (p. 255). Die Verschwörung der Liguisten im V. Gesang hingegen nennt er „l'opération magique", Voltaire habe sich doch im „Essai sur la poésie épique" offen gegen solche Darstellungen erklärt. Faget, der sich als „Quaker" ausgibt, ist ein Feind der Schlachten, aber Mornays gefaßte männliche Art (im VI. Gesang), findet seinen Beifall: „Ma foi, Mornay est plus grand que Henri IV" (p. 258). In den spätern Gesängen rügt er besonders die Entlehnungen aus Virgil und Tasso und Voltaires zu stark betontes Franzosentum. Die Erscheinung des heiligen Ludwig „fait rire, la clémence de Henri IV tire des larmes". — Die Humanität und die Großmut rühren ihn so, daß er zuletzt ausruft: j'aime son Poëme.

Voltaire hat diese Kritik glossiert, die Anmerkungen wurden 1826 zuerst publiziert (bei Beuchot VIII, p. 346). Sie bringen nichts Interessantes und sind zu abrupt. Faget schrieb: „il y a plus d'apparence que le papisme sera à sa fin plutôt que le protestantisme". Voltaire bemerkt: „je le souhaite de tout mon coeur, et ni moi ni mon ouvrage ne s'y opposent". Ich glaube nicht, daß man aus dieser einzelnen Bemerkung Schlüsse ziehen darf, wie Voltaire damals zum Protestantismus stand. — Obendrein wissen wir nicht, wann Voltaire diese Glossen gemacht hat.

Wertvoll scheint auch die Kritik des Italieners Rolli, die wohl im Herbst 1728 erschienen ist; die Leipziger Gelehrten Zeitungen kündigen sie schon im Dezember 1728 (p. 1018) an. Da sie mir aber leider nicht zugänglich war, muß ich notgedrungen die Hauptpunkte zitieren, die Bouvy in seinem Buche „Voltaire et l'Italie" (p. 83) hervorhebt. Rolli hat sich zuerst in Italien mit der Henriade beschäftigt, seine Schrift heißt: „Examen de l'Essai sur la poésie épique". In ihm erstand Italien ein begeisterter Verteidiger Tassos und wir müssen in seiner Kritik die Anzeichen

eines neuen Geistes begrüßen. Rolli fand, die englische Reise Heinrichs IV. (I. Gesang) sei „une pauvre invention“: wie später Klopstock machte er sich über das Kunterbunt des Apparates lustig: la Lubricité, l'Inquisition, la Discorde, l'Amour, le Pape, les Prophètes, l'Enfer et un enfer en l'air (un globe élevé dans la fête des cieux). Er erstaunt über Voltaires Verurteilung des Tasso, weil dieser heidnische Fabeln und christliche Ideen vermengt habe; aber Voltaire!: „quand on trouve dans sa Henriade Mars pour la guerre, Hymen pour le mariage, une épée trempée aux infernales eaux de Thémis et de Mars“.

Dies waren die wichtigsten, meist genannten Kritiken, die mir zugänglich gewesen sind. Sie leiden wohl alle daran, daß sie im Guten wie im Bösen über das Ziel hinausschießen, man vermißt eine sachliche Besprechung, von Quellenforschung ist nie die Rede. Vielleicht ist es das Thema Religion gewesen, das eine gründliche, ästhetische Würdigung unmöglich gemacht hat. Die katholische Partei ist so gut beleidigt wie die protestantische. Desfontaines tadelt zwar die programmhafte Abwicklung der Geschehnisse, aber er ist doch wohl zu sehr von persönlicher Gehässigkeit erfüllt. Am fortgeschrittensten scheint immer noch Paoli Rolli, der Tasso verteidigt und die Allegorien verwirft. Nicht umsonst hat ihn Bodmer später erwähnt. Der einzige Protestant war Faget gewesen, der aber ästhetisch noch befangen schien. An ihn knüpfte Gottsched an.

III.

Gottscheds Kritik.

Unvermutet brach Gottsched im Kapitel „Vom Heldengedichte“ in der „Kritischen Dichtkunst“ los. Er hatte doch noch eben erklärt, die Franzosen haben in Voltaire einen Poeten, der ihre Ehre durch seine Henriade so gut behauptet, als selbige durch den Chapelain (la Pucelle)

geschmälert worden. Jetzt nun spricht er (3. Auflage, p. 683) von Camoëns und Alonzo, die er nur aus dem dürftigen Auszuge Voltaires im „Essai sur la poésie épique“ kennen will (3. Auflage, p. 206).

Die „Lusiade“ wie die „Arancana“ hatten Voltaire vor allem wegen des Charakters ihrer Verfasser und der Stoffe interessiert. Von Camoëns schrieb er im „Essai“ (Beuchot VIII, p. 333): „le fond n'est ni une guerre ni une querelle de héros, ni le monde en armes pour une femme; c'est un nouveau pays découvert à l'aide de la navigation“. Im Alonzo-Kapitel hieß es allgemein: „le véritable et solide amour de la patrie consiste à lui faire du bien, et à contribuer à sa liberté autant qu'il nous est possible“ (Beuchot VIII, p. 352).

Gottsched aber kritisiert nur als Ästhetiker und als Protestant. Ihm sind diese Gedichte nur „poetisch abgefaßte Historien, aber gar keine epischen Fabeln, die unter den Allegorien einer Handlung moralische Wahrheiten lehren“. Damit sind diese Gedichte für ihn erledigt. Und nun wendet er sich gegen Voltaire, der im „Essai“ Bossu angegriffen hatte, dem Gottsched bekanntlich viel verdankt [1]).

Bossus Hauptformel finden wir im 7. Hauptstück seines I. Buches: „Das allererste, was man bei Verfertigung einer Fabel zu tun hat, ist, daß man einen gewissen Lehrpunkt aussucht, welcher nach dem Vorhaben und Endzweck, so man dabey hat, muß zum Grunde gelegt werden.“ Es müsse in diesem Lehrpunkt eine moralische Wahrheit enthalten sein. Denn das Heldengedicht sei erfunden worden, gute Sitten zu bilden. Diese Absicht sei das erste, wonach der Dichter zu arbeiten anfangen muß. — Im 13. Hauptstück berichtet Bossu von Homer; dieser habe die Fabel und den Grundriß seiner Gedichte entworfen, ohne an die

[1]) Karl Blanck, Der französische Einfluß im zweiten Teil von Gottscheds kritischer Dichtkunst. Göttingen 1910. Dort auch über Bossu und Voltaire p. 66. Über die Abhängigkeit Gottscheds von Voltaires Essai p. 65. Von Reichel selbstverständlich bestritten gegen Muncker (Klopstock, p. 37) und Waniek (Immanuel Pyra, p. 68).

Helden zu denken, hernach erst habe er ihnen die Ehre angetan, ihre Namen denjenigen Helden beizulegen, die er erdichtet hatte. — Im 1. Hauptstück des II. Buches heißt es: „Die Personen dienen einzig und allein dazu, daß sie die Handlung auf sich nehmen, die er erdichtet."

Für Homer war diese Auffassung, milde gesagt, unhistorischer Doktrinarismus. Voltaire schrieb gegen Bossu im „Essai" (Beuchot VIII, p. 322): „Les poëtes épiques sont obligés de choisir un héros connu, dont le nom seul puisse imposer au lecteur, et un point d'histoire qui soit par lui-même intéressant. Tout poëte épique qui suivra la règle de Le Bossu sera sûr de n'être jamais lui. — — — Virgile tira le sujet de son poëme des traductions fabuleuses que la superstition populaire avait transmises jusqu'à lui, à peu près comme Homère avait fondé son Iliade sur la tradition du siége de Troie, car en vérité, il n'est pas croyable qu'Homère et Virgile se soient soumis par hasard à cette règle bizarre que le P. Le Bossu a prétendu établir."

Diese heftige und spöttische Polemik war sicher berechtigt, und historisch war es ein gewaltiger Fortschritt in der Erkenntnis der griechischen Epen. Bevor die seltsamen Doktrinen nicht beseitigt waren, konnte eine Lösung der Verfasserfrage gar nicht beginnen. Und Gottsched?

Er vertritt ruhig den Standpunkt Bossus und poltert gegen Voltaire (p. 683): er habe es für gut befunden, zum Heldengedichte weiter nichts zu erfordern als die poetische Erzählung einer merkwürdigen Tat oder Handlung. Das Übrige möge aussehen wie es wolle. Und nun — nach Lobsprüchen — springt er heftig zur Henriade über und sagt: „Vermutlich hat seine Henriade ihn dazu verleitet, die er allem Anschein nach eher geschrieben als er die Regeln des Heldengedichtes recht inne gehabt. Denn sie ist auch nur die Erzählung einer wahren Historie mit einigen dazu gedichteten und untermischten Fabeln." Wenn das genügte, könnte er seinem Vaterland die Ehre beilegen, daß es den ersten epischen Dichter in Deutschland hervorgebracht habe: das Gedicht des Otto Friedrich

von der Groeben: Bergonens und seiner tugendhaften Areten Lebens- und Liebesgeschichte (s. Goedeke III, p. 273). Aber er wäre vernünftiger, bei den Regeln und Mustern der Alten zu bleiben. — Das war ein hitziger Angriff.

Schon im Kapitel „Von dem Wunderbaren in der Poesie“ hatte Gottsched von der Henriade gesprochen. Er hatte hier ein strenges Gericht über alle Epiker gehalten, unbekümmert, ob ihre Dichtungen von hoher poetischer Begabung und Phantasie zeugten oder nicht. Alle Freiheitsbestrebungen wies er scharf zurück. Dem Dichter sollte nur die Allegorie bleiben.

Im § 16 (p. 183) geriet er mit der „Henriade“ in Konflikt: eingehender sprach er im folgenden Kapitel (§ 27, p. 217). Es handelt sich im V. Gesang (v. 209—272) um eine Versammlung von 16 Liguisten unter der Führung eines jüdischen Zauberers in einem unterirdischen Gewölbe. Das ist eine theatralische Episode, fast ein opernhafter Auftritt. Gottsched verwirft diesen immerhin effektvoll inszenierten Auftritt nicht aus Abneigung gegen Pathetik, er erkennt aber auch gar nichts von dem äußern Gepränge dieser Vorgänge. Sondern er meint, mit einiger Wahrscheinlichkeit ließe sich die Verschwörung der 16 Häupter der Rebellen dichten, diese hätten eben zu einem Schwarzkünstler ihre Zuflucht genommen, um das Schicksal des Reiches zu erfahren. „Dieß finstre, unterirdische Gewölbe, alle die abergläubischen Zurüstungen des jüdischen Hexenmeisters, kurz alles, was vorgeht, und sich bloß auf die thörichte Phantasie der Menschen gründet, ist in meinen Augen nicht unwahrscheinlich. Es kann seyn, daß die damalige Königinn von Frankreich eine Liebhaberin der Zauberkunst gewesen; und es kann seyn, daß ihr Exempel viele ihrer Untertanen nach sich gezogen.“ — Der Fehler der Darstellung schien Gottsched darin zu bestehen, daß in diesem Gesange Gott das Böse ungehemmt wirken läßt. Daß Voltaire bemerkt (vielleicht aus Angst), Gott wolle diese Leute nur desto sicherer verderben, übersieht Gott-

sched in seinem Eifer. Gegen eine negative Wirkung des Bösen, das zuletzt gegen das Walten der göttlichen Vorsehung doch machtlos bleibt, hätte Gottsched nichts einzuwenden. Vielleicht darf man hier auf Gottscheds Dissertation „Hamartigenia“ (1724) verweisen, in der er darlegen wollte, das Böse (das moralische Übel) entspringe der intellektuellen Unvollkommenheit des Menschen (Waniek, Gottsched, p. 28): Gottsched sagte: „Die Laster fließen aus der Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnis.“ — „Die Unwissenheit ist die Mutter der Sünde“ (Waniek, p. 128 f.).

Eine große Zeitfrage: der Ursprung des Bösen, taucht hier auf, und tastend wagte ein Dichter (allerdings schnell zum Kompromiß entschlossen) im Kunstwerk nicht mehr die Gerechtigkeit des Weltenlaufes darzustellen, besser ist es vielleicht gesagt: der Dichter nahm einen Anlauf, um kurz vor dem Sprung zu sagen: lieber nicht. Voltaire hat sich den Vorgang sehr genau überlegt. Faget schrieb über diese Szene: „je ne saurais approuver l'opération magique dans ce cinquième chant. M. de Voltaire s'est déclaré ouvertement contre ces choses dans son „Essay ou epic poetry“ (Beuchot VIII, p. 366). Voltaire machte sich eine Randbemerkung: „Avec votre permission, ce sortilège n'est point dans le goût de la Jérusalem. Il est représenté comme une folie superstitieuse et non comme le Pionage du Passe.“ — Wie Gottsched es gerne sehen wollte, behauptete Voltaire es gedichtet zu haben: ohne den einzigen kleinen Vers zu beachten, zeterte Gottsched: „Daß der Poet auf eine so verdammliche Begierde, das Künftige zu wissen, auf solche gotteslästerliche und ruchlose Beschwerungen und Zauberformeln, eine Erhörung ihres Wunsches erfolgen läßt, das kann ich nicht vergeben. Gott stärkt diese abergläubische Rotte in ihrer Torheit. Was der Zauberer nicht vermag, das tut derjenige, den er gelästert hat: und was das ärgste ist, durch ein wahrhaftes Wunderwerk, dabey er die Gesetze der Natur aufheben muß.“ (In diesem Satze treffen sich Gottscheds religiöse, philosophische und

ästhetische Anschauungen!) — „Wo hat man nun ein Exempel von dergleichen Begebenheiten gehört oder gesehen, da Gott anstatt des Satans einem Hexenmeister seinen Wunsch erfüllt, ihn dadurch in seiner Thorheit gestärcket, und also der Ehre seines eigenen Namens selbst Hindernisse in den Weg gelegt hat. Herr Voltaire, der sonst solche gesunde Begriffe von dem höchsten Wesen hat (der Satz findet sich noch in der 4. Auflage von 1751!), sollte sich hier wohl etwas behutsamer aufgeführt haben; damit er die Regeln der Wahrscheinlichkeit, die er anderswo wohl vorzuschreiben weiß, selbst nicht aus den Augen gesetzt hätte." — Zuletzt lenkt also Gottsched ein, will das Ganze nur für ein Vergehen wider die Gesetze der Dichtkunst halten und wiederholte wohl etwas höhnisch Fagets Worte (s. o. p. 13): „M. de Voltaire s'est déclaré ouvertement contre ces choses dans son .Essay on epic poetry'". Dabei hatte Voltaire im Essay das Unwahrscheinliche und Wunderbare rein vom Standpunkte seiner aufgeklärten französischen Kultur aus verworfen, niemals vom Standpunkte des Kunstgesetzgebers. Fagets Kritik wird von Gottsched selbst zitiert (p. 183)! Mit größerm Rechte könne er seine Vorwürfe wider Voltaire erheben, „weil eben dieser Poet in seinem Diskurse vom Heldengedichte, den Tasso und Milton deswegen getadelt hat, daß sie solche Zaubereyen und Teufeleyen in ihre Gedichte gemenget, da er sich doch eben dieses Fehlers nothwendig bewußt seyn mußte, wie der englische Kritikus, der sein Heldengedicht geprüfet, gar wohl erinnert hat[1]). Denn (stereotyper Schlußsatz) was war es

[1]) Gottsched schrieb wörtlich später (p. 683): „... allem Ansehen hat er die Henriade eher geschrieben, als er die Regeln des Heldengedichtes recht inne gehabt". Das Urteil findet man in Mosheims „Vorlesungen über die Geschichte der Feinde der christlichen Religionen" wieder, die 1763 mit einer Fortsetzung von Winkler herausgegeben worden. Es heißt (I, p. 354): „Als er den Oedipe und die Henriade schrieb, wußte er weder die Regeln des Trauerspiels noch des Heldengedichts." Pikant wird dieser Vorwurf durch Voltaires zaghafte Worte an J. B. Rousseau (s. o. p. 5). — In Mosheims Vorlesungen stehen dann natürlich die heftigsten, aber damals ständigen Anklagen gegen den

nöthig. solche Zauberkünste und Alfanzereyen in einer neuen Schrift wieder aufzuwärmen: nachdem sie fast durchgehends lächerlich geworden, und auch von dem Einfältigsten nicht mehr geglaubt werden." — Da war er nun wieder ganz ins ästhetische Fahrwasser geraten. Wenn er von dem Engländer spricht, handelt es sich wohl um jene schon zitierte Stelle. Wir haben eine Briefstelle Voltaires, die sich vielleicht auf Fagets Kritik bezieht, da er von seiner Besprechung in demselben Briefe redet. Der Brief ist an

Philosophen Voltaire (I, p. 356, 357ff., sie gehen von Winkler aus). — 1759 z. B. heißt es in Trinius „Freydenker-Lexikon" (Leipzig und Bernburg, p. 506): „Arouet von Voltaire. Verdienet wegen seiner Stärke in der Dichtkunst und Gesichtkunde ebenso große Hochachtung als er wegen seiner feindlichen Gesinnungen gegen die Religion verachtungswürdig ist. (Der Abschnitt ist sehr wichtig, da er ein — natürlich nicht vollständiges — Verzeichnis der Schriften enthält, die gegen den Religionsverächter Voltaire gerichtet sind.)

Aus der Fülle der Urteile greife ich noch diese Worte Rabeners heraus, welche die Stimmung für und gegen Voltaire schildern (an Gellert, Dresden 25. 3. 1757): Voltaire kann uns goldne Sittensprüche predigen, Tugend und Menschenliebe in seinen Versen vergöttern, und die Religion in tragischem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltaire erbauen, dessen ungöttlicher Leichtsinn, dessen schmutziger Witz, dessen liebloser Eigennutz uns seine Sittensprüche, seine Reime von Tugend und Menschenliebe und seine Religion verdächtig machen. Man muß ihn hassen, sobald man liest, wie edel er schreibt, und dennoch weiß, wie niedrig er denkt." — Gottsched selbst stand ungefähr auf demselben Standpunkt. Charakteristisch ist eine Besprechung der „Oeuvres de Mr. de Voltaire" (Amsterdam und Leipzig, 1745). Gottsched trennt scharf: den Dichter und den Philosophen Voltaire. Vom Philosophen hält er gar nichts, ja, er weiß in seiner Erbitterung für ihn nur die schlimmsten Worte. Natürlich beeinflußt diese energische gegnerische Stellung auch sein Urteil über den Dichter, von dem er sagt: „seine Muse ist auf dem Rückwege von ihren schönen Jahren". Aber das käme nur davon her, weil er sich um die Geschichte, Naturlehre und Metaphysik gekümmert habe. Er solle das andern Leuten überlassen, die bessere Gaben dazu besitzen (Neuer Büchersaal, I. Band, 1. Stück). Es folgt dann eine vernichtende Kritik von Voltaires Singspiel: „Simson", Voltaire sei auf Dinge verfallen, die längst von den besten Kunstrichtern seiner Nation für Früchte des verderbten Geschmacks erklärt worden seien. — Die Kritik spielt in den Streit um die Oper hinein.

Thieriot gerichtet (8. 8. 1728, Beuchot XXXV, p. 181, N. 180, s. o. p. 12). „Vous me mandez que des dévots, gens de mauvaise foi ou de très-peu de sens, ont trouvé à redire que j'aie osé, dans mon poëme qui n'est point un colifichet de roman, peindre Dieu comme un être plein de bonté et indulgent aux sottises de l'espèce humaine. Ces faquins — là feront tant qu'il leur plaira de Dieu un tyran, je ne le regarderai pas moins comme aussi bon et aussi sage que ces messieurs sont sots et méchants." — Wichtig ist wohl der Passus: „(Dieu) indulgent aux sottises de l'espèce humaine", der sich sehr gut auf die Zaubererepisode beziehen könnte, wenn nicht Voltaire damals in der Henriade Gott wirklich handelnd eingreifen ließe, während er jetzt — schon völlig Deist geworden — sich das Walten Gottes rein passiv vorstellt. So ist zuletzt wieder nichts gewonnen, Voltaires Haltung ist nicht ganz klar, was sich nach seiner Jugend und damaligen Nachgiebigkeit sehr wohl verstehen läßt.

Gottscheds anderer Vorwurf greift wiederum aufs theologische Gebiet über (p. 215).

Voltaires religiösen Standpunkt vertritt der Greis auf der Insel Jersey, die Heinrich und Mornay auf ihrer Überfahrt nach England besuchen müssen. Gegen diese unhistorische Reise hat Gottsched deshalb nichts einzuwenden, weil — Voltaire nichts dagegen einzuwenden hat. Gottsched meinte, sie sei „wahrscheinlich", Heinrich habe damals etliche Monate in einer solchen Stille zugebracht, daß man von ihm nichts aufgezeichnet finde. Es stünde dem Poeten frei, seinen Helden, der ohnedem in Frankreich nichts versäumte, außer Landes was zu tun zu geben. — Das war nur eine Wiederholung der Verteidigung Voltaires in Anmerkungen, die 1723 erschienen (Beuchot VIII, p. 58). Zugleich versetzt Gottsched jetzt Tasso einen Hieb. Voltaire ließe seinen Helden natürlicherweise über den Kanal zwischen Frankreich und England schiffen und zaubere ihn nicht etwa auf die kanarischen Inseln und wieder zurück, wie Tasso es mit seinem Rainald mache. — Wie oft stellt

Gottsched unbewußt gegenüber: den Dichter Tasso und den Schriftsteller Voltaire! Dort erleben wir herrliche Wunder der Welt, die Flucht eines gepeinigten Dichters aus der harten Wirklichkeit ins Reich der Phantasie, die schönen Halluzinationen einer gehetzten Seele, — und hier rauscht das Zeitungsblatt. In einer Ecke seines Epos errichtet sich Voltaire eine Kanzel und predigt.

Der Greis verflucht den Calvinismus, der sein Entstehen nur dem menschlichen Eigensinn verdanke und vernichtet werden müsse. (Es ist, als halle ein schwaches Echo der Gegenreformation.) Nach allem Kriegstumult werde Heinrich wieder zum Gott der Väter seine Hände erheben und sehen, daß der Fromme stets auf Gott bauen könne. — Das Bekenntnis zum Katholizismus kann man gewiß Voltaire nicht vorwerfen, aber seltsam berührt diese Intoleranz in einem Liede auf die Toleranz, seltsam berührt es, eine Verdammung der Bluthochzeit geschildert zu sehen, nachdem diese Unglücklichen kurz vorher vom Dichter selbst verdammt waren. — Darüber mußten sie sich alle erregen, der protestantische Faget und der protestantische Gottsched, als dann aber wieder Voltaire gegen die Auswüchse des Katholizismus vorging und vielleicht die Grenzen überschritt, war auch die Kirche erregt und der Abbé Desfontaines, St. Hyacinthe mußte die Widmung an die Königin von England verspotten.

Für Gottsched bedeutete der Protestantismus die gereinigte Wahrheit des Evangeliums, und so erklärte er: dieser Greis sei ärgerlich anzuhören, da er als ein eifriger Papist die protestantische Religion für einen Irrtum ansehe und den Übertritt Heinrichs IV. zur römischen Kirche eine Erleuchtung nenne. — Gottsched zeigt sich nun in einer sehr ruhigen, schönen Art tolerant, indem er schreibt: „Man darf hier nicht sagen, es könne von einem katholischen Poeten nicht gefordert werden, daß er als ein Protestant schreiben solle. In Frankreich werde dieser Eremit wahrscheinlich genug seyn etc. Ich antworte: Voltaire hat in so vielen Stellen seines Gedichtes, welches gewiß viel

zu der Schönheit desselben mit beytrage, genugsam zu verstehen gegeben, daß er kein so blinder Papist sey als mancher wohl denken möchte." — Und ganz vom schönen Gefühle der Duldung durchdrungen, schließt Gottsched: „warum hat er nicht vollends diesen Einsiedler, der doch eine Kreatur seiner Einbildungskraft ist, so gebildet, daß er überall und nicht nur in Frankreich wahrscheinlich herausgekommen?" — Es muß vielleicht Wunder nehmen, daß Gottsched sich nicht, wie Faget, auf die geschichtlichen Vorgänge berief und erklärte, Heinrichs Übertritt sei ja gar keine göttliche Erleuchtung, sondern nur eine rein diplomatische Eingebung gewesen, Voltaire aber habe seinem Helden eine solche Handlung nicht zumuten dürfen und deshalb die Vorgänge einseitig (= idealistisch) übertrieben. Voltaire selbst hat später die Fassung geändert, als er in einer für die Protestanten schwierigen Zeit die Familie Calas und Sirven schirmte. Da erscheinen plötzlich 1768 neue Verse (Beuchot VIII, p. 63): alle Sekten gefährdeten und verfolgten sich. Und Voltaire bemerkt: Die frühern Verse seien mehr für die Kirche gemacht als für die Poesie und wenig würdig der toleranten Philosophie, die er stets verkündet habe. — Um nur nicht Angriffen preisgegeben zu sein, fügt er hinzu, er habe sich jedoch stets als Katholik gefühlt. — Da haben wir endlich einmal von ihm selbst ein Geständnis des Kompromisses in seinen Jugendwerken: an der einen Ecke schlug er zu, um an der andern eine Verbeugung zu machen. Es war nicht sehr mutig, aber wir müssen bedenken, daß er trotz Bayle, der übrigens ähnlich vorgegangen ist, im Grunde der erste in Frankreich war, der offen mit seiner Meinung herausrückte. Wir wissen doch, wie Molière immer vor den letzten Konsequenzen zurückschreckte. Vielleicht darf man auch in Betracht ziehen, daß Voltaire der zweimalige Aufenthalt in der Bastille etwas eingeschüchtert hatte.

Der andere Vorwurf Gottscheds ist von geringerer Bedeutung (p. 216). Es sei unwahrscheinlich, daß der Greis dem Fürsten sein künftiges Schicksal vorhersage.

Dann aber — und jetzt treibt er wiederum ins religiöse Gebiet, nur trägt diesmal der Einwurf rein dogmatischen Charakter: der Einsiedler müsse ein von Gott erleuchteter Prophet werden wie dergleichen, die im alten Testamente gewesen. Es sei weder wahrscheinlich noch glaublich, daß Gott die Bücher des Verhängnisses einem Eremiten werde eröffnet haben, welches er ohne Not niemals getan, auch niemals zu tun versprochen habe.

Diese kürzere Bemerkung ist von Triller und Schönaich wohl wahrgenommen worden.

Die Henriadekritik Gottscheds in der „Critischen Dichtkunst“ findet sich in allen vier Auflagen unverändert wieder. Die „schönen Stellen“, von denen Gottsched sprach, hat er nirgends beurteilt. Was ihm gefiel, darf man vielleicht aus seiner Vorrede schließen, die Schönaichs „Hermann“ begleitete. Dort heißt es (p. XI, zitiert nach der zweiten Ausgabe 1753): „mir gefielen (nämlich in Schönaichs Werk) die Zwischenfabeln der Episoden, die der Dichter nach der ihm zustehenden Freyheit hinzu gedichtet und mit seiner Hauptfabel geschickt verbunden hatte. Mir gefielen die Gedanken und Sitten seiner Hauptpersonen, theils ihrer Manigfaltigkeit, theils ihrer richtigen Bildung nach. Mir gefiel endlich auch die natürlich edle und so feurige als ungezwungene Art des Ausdrucks nebst dem fließenden Klang seiner Verse. Kurz, ich sah in diesem Versuche eines Heldengedichtes: eine deutsche Henriade.“

Was sich in der gesamten Kritik Gottscheds ausspricht, ist die Kunstanschauung der damaligen Zeit, die sich von Doktrinen nicht befreien kann, eine Gelehrtenliteratur erzeugt hat und ihr Ideal in Mäßigung, Wohlanständigkeit und Bändigung des Subjekts sieht. Gar nicht ließ sich Gottsched auf eine Quellenuntersuchung ein. Auf Gottscheds Kritik selbst dürfte wohl im wesentlichen nur Fagets Besprechung eingewirkt haben. Den erheblichen Einwand gegen die Ungeschlossenheit des Epos teilte er mit dem Abbé Desfontaines: wie die ausländischen Kritiker, glaubte

auch Gottsched. Voltaire Widersprüche zwischen Theorie und Praxis nachweisen zu können. Während sich katholische Kritiker religiös verletzt fühlten, ergriff Gottsched mit Faget für den Protestantismus Partei: Gottsched ragte deswegen über alle andern Kritiker hinaus, weil er den Standpunkt der Toleranz bewußt vertrat und Voltaire darauf hinwies. Dies ist wohl das einzige in seiner Kritik, was wirklich wertvoll ist, während seine ästhetischen Anschauungen noch so stark doktrinär ausgeprägt sind, daß er die wahren Fehler in der Henriade nicht erkannte. Eine Hinneigung zur Theologie, seinem Jugendstudium, ist unverkennbar, der Hauptgegensatz jener Zeiten zwischen Leibniz und Locke wird selbst in dieser kurzen Besprechung fühlbar.

Eine Zusammenfassung seiner Ansichten über die Henriade hat Gottsched nirgends gegeben. Ja, die Schwere seines Tadels muß ihm gar nicht zum vollen Bewußtsein gekommen sein. Die Ausfälle müssen seinem hitzigen Naturell entsprungen sein, das man ihm keineswegs absprechen darf. Gewiß wäre es ihm ohne diese Heftigkeit auch nie gelungen, lange Jahre den Posten eines Literaturdiktators zu bekleiden.

Später begnügt er sich mit allgemeinen Urteilen. Einen Fortschritt wird man nirgends wahrnehmen, höchstens seltsame Widersprüche.

In seiner Tragödie „Die pariserische Bluthochzeit“ (1745) ist von einem Einfluß Voltaires nichts zu verspüren, wenn man die Tiraden über wahres Königtum ausnimmt, wie sie sich etwa Karl IX. kurz vor dem Blutbad einzureden versucht. Diese Aussprüche sind aber so allgemein, daß man schwerlich einen Einfluß behaupten kann. In seiner Vorrede rühmt er, daß Voltaire alles, was die Bartholomäusnacht „abscheuliches an sich habe, unpartheiisch habe mit einfließen lassen“. Gottsched versichert, seine einzige Quelle sei der Historiker Thuanus, aus ihm habe er alle längern Reden übernommen. — Vielleicht ist Gottsched durch Voltaire angeregt worden, die große Szene zu

„gestalten“, in der Coligny vom Hofe kurz vor seiner Ermordung empfangen wird, und Karl IX. wie Katherina als Theaterschurken gezeichnet sind; fast komisch übertreibt Gottsched die Charakteristik der Bösewichte. Wie bei Voltaire wohnt auch Heinrich dieser Unterredung bei. Es kann sich aber nur um das Gerippe dieser Szene handeln. (Bei Gottsched ist es der 3. Auftritt des II. Aktes, bei Voltaire die Verse 136 ff. im II. Gesang.) Obendrein zitiert Gottsched selbst Thuanus. Voltaire hatte seine Personen gar nicht reden lassen. — Sehr merkwürdig ist es, daß Gottsched auch Voltaires Erzählung vom Tode Colignys nicht ausgebeutet hat, denn Voltaires Schilderung hat wirklich starke dramatische Momente und ist vorzüglich gesteigert (II. Gesang, V. 178 ff.). Man wird wohl kaum rein äußere Vorgänge auf Voltaire zurückführen dürfen, wie (V. 3, am Beginn von Clermonts Bericht):

„Der sichre Greis begab sich doch zur Ruh.
„Und Gram und Alter schloß sein müdes Auge zu.“

Voltaire (II, V. 178) „Coligny languissait dans les bras du repos,
„Et le sommeil trompeur lui versait ses pavots.“

Auch die Berichte über die Schicksale Heinrichs haben gar nichts gemein.

1745 meinte Gottsched, die Henriade hätte Voltaire einen ziemlich gegründeten Ruhm erworben (Neuer Büchersaal, I. Band, 1. Stück, p. 30).

1747 wandte er sich (in derselben Zeitschrift, IV. Band, 1. Stück, p. 131) gegen Voltaires Behauptung, nur die Werke seien gut, die auch zu fremden Völkern übergingen, die man auch da erlerne und übersetze. (Dieser Passus findet sich in der Rede bei seiner Aufnahme in die Akademie [9. Mai 1746], die viel von Zeitgenossen bekritelt worden ist.) Gottsched meinte höhnisch, dann wäre die Henriade ein schlechtes Werk, weil es noch in keine

Sprache übersetzt worden wäre: er zitierte deutsche und französische Werke (Eulenspiegel und Rabelais), die in andere Sprachen übersetzt, aber (nach seinem Urteil!!) nur für den Pöbel geschaffen waren! — Nicht nur dies Urteil war ein Irrtum. Die Henriade ist übersetzt worden. 1739 übertrug der Italiener Cabriano den ersten Gesang. Er schrieb in seiner schwärmerischen Vorrede ähnlich wie später Marmontel: „la Henriade m'a paru fondée sur la religion, sur la vérité et sur l'amour des loix, de sorte qu'avec l'agréable j'y trouvais ce qu'il y a de plus utile et de plus vénérable chez les hommes."

Beuchot zählt noch andere Übersetzungen auf, (VIII, p. 11) leider hat sich ja Bengesco nicht zur Bibliographie der Übersetzungen entschließen können. Beuchot nennt eine lateinische Übersetzung von Caux de Cappeval (1746), auch er nennt Cabriano, nur nennt er ihn Cabiriano; die Übersetzung stamme aber von Neuci! Marmontel spricht in seiner Vorrede (1746) von einer englischen Übersetzung von M. Lockmann und einer italienischen von Quirini; zuletzt sagt er: „elle l'a été entièrement en vers hollandais et allemands." —

Deutsche Übersetzungen vor 1746 vermochte ich nicht zu ermitteln. Der Londoner Bibliothekskatalog (unter Arount: p. 233) enthält eine holländische Übersetzung: Henrik de vierde, Koning van Vrankryk en Navarre. Gevolgt naar het Franche van den Heere de Voltaire (in verse) in tien boeken. Door G. Klinkhammer, Amsterdam 1744.

1747 sprach Gottsched wieder von der Henriade (Neuer Büchersaal, IV. Band, 3 Stück, März 1747). Es handelt sich um jene Parodie, die 1746 im Haag erschien: „La Henriade travestie en vers burlesques, augmentée de diverses remarques." Ihr Verfasser hieß Fougeret de Moubrun, der, wie Gottsched schrieb, den Ruhm des berühmten Dichters zu schmälern beabsichtigte. F. M. Grimm schreibt später in der „Correspondance littéraire" (2. November 1759, p. 453, Ausgabe 1813 in 6 Bänden): „Moubrun est connu par la Henriade travestie et autres mauvaises productions." —

In der Vorrede hatte sich Fougeret auf Scarrons Virgilparodie berufen; dazu bemerkte Gottsched in seiner polternden Art, Scarrons Arbeit stelle nur eine heidnische Religion lächerlich vor, während dies Gedicht mit erhabenern und würdigern Wahrheiten in Verbindung stände. Er gibt dann aber doch die Übersetzung eines kleinen Stückes in Knittelversen, wohl eine Folge seiner Studien in der ältern deutschen Literatur.

In seiner Batteuxausgabe (1754) tadelt er noch einmal den „falschen Propheten" und den jüdischen Hexenmeister, die sich (aus rein ästhetischen Gründen) nicht recht verteidigen ließen.

1760 erklärte er („Das Neueste aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit, Windmonat"), Voltaire habe den Kunstgriff, die Religion in die epischen Gedichte einzuflechten und die Leser zu rühren, mit Bedacht angewandt! — Was Gottsched eigentlich meint, weiß man nicht recht. Denn nach 1751 waren die Einwände vom religiösen Standpunkte aus in der „Dichtkunst" zu lesen. Wahrscheinlich hatte der Kampf um Milton und Klopstock seine Haltung verändert.

1760 ließ er im „Standlexikon" drucken, die Henriade sei die einzige Epopöe der Franzosen in Versen, die man lesen könne, „ob sie gleich auch ihren Tadel habe." Aber nirgends findet man eine kritische Würdigung der Schönheiten des Werkes, die er doch schuldig war, nachdem er vor allem in der Schönaichaffäre so viel Aufhebens davon machte.

Vielleicht hat Gottsched unter dem Schlagwort „Einflechtung der Religion in die epischen Gedichte" dasselbe verstanden, was er schon 1730 schrieb (s. o.): „Voltaire hat in so vielen Stellen seines Gedichtes, welches gewiß viel zu der Schönheit desselben mit beytrage, zu verstehen gegeben, daß er kein so blinder Papist sey als mancher wohl denken möchte." (Die Worte müssen unbedingt unter dem Eindruck der Kritik Fagets geschrieben sein, der sich heftig darüber beklagt, daß man in Frankreich den rücksichtslosesten Papismus verlange.) Gottsched gefiel sicher die humane Ge-

sinnung. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß er eine Waffe, eine Autorität gegen Milton und die Schweizer, dann gegen Klopstock haben mußte. Schon im Jahre 1746 legte er plötzlich zum ersten Male großen Wert auf „die Verbindung dieses Gedichtes mit erhabenern und würdigern Wahrheiten“ (s. o. p. 28). — Es war eine Kampfzeit, und Gottsched nutzte jede Gelegenheit aus, Bundesgenossen zu erwerben. Sein stärkster Gefährte sollte der Freiherr von Schönaich mit seinem Epos „Hermann oder das befreite Deutschland“ werden. Aber dies Epos enthüllte einmal die völlige Unfähigkeit Gottscheds zur positiven Kritik, er konnte nur entlehnen und negieren: dann aber bedeutete es das Ende seiner Herrschaft. Wer ihm nachfolgte, hatte schwerlich eine Zukunft, und der Einfluß Gottscheds, der unverkennbar ist, wurde fast für jeden seiner Schüler verhängnisvoll.

IV.

Die Henriade in den Werken Schlegels, Trillers und Schönaichs.

Es ist bemerkenswert, daß sich J. E. Schlegel in seinem epischen Fragment „Heinrich der Löwe“ nur schwach an Voltaire angelehnt hat. Er wird wohl vor allem durch Gottsched auf die Henriade gebracht sein.

Die berühmten Worte Heinrichs zu den Gefangenen (VIII, p. 451):

„Soyez libres — — —“

mögen vielleicht Schlegel angeregt haben, die „Großmut“ ausbrechen zu lassen (I, p. 13):

„O wie schön ist's zu verzeihen —“

Der besonnene Bischof mahnt den rebellischen Prinzen Otto (p. 16):

„Doch denke, was Du thust, muß nicht um Ehre seyn.
„Du weißt, was Solyma für Helden schon begraben.
„Der Ehrgeiz war der Gott, dem sie gestritten haben.
„Der hat sie oft getrennt und ihren Zweck gestört,
„Und ihre Siege selbst oft wider sie gekehrt.

„Sie hatten statt des Ruhms nur Schande, Pest und Sterben.
„Dies merke, wenn Dein Arm bey Gottes Grabe ficht;
„Und an der Ehre Statt, gedenk an Deine Pflicht.“

Vielleicht haben Schlegel Episoden aus der Henriade vorgeschwebt, wenn er einen Schlafenden schildert, der durch eine Erscheinung betört wird: Zum schlummernden Otto tritt die „Rachgier“ (p. 31), wie die „Diskordia“ in der Nacht Jacbues Clément aufstachelt (V. Gesang). — Vielleicht hat auch Schlegel an St. Ludwigs Erscheinen im Traume Heinrichs gedacht (VII), wenn die „Großmut“ dem Herzog in der Gestalt des „großen Ahnherrn“ erscheint und ihn auf die Zukunft vertröstet (II, p. 28). — Natürlich kann Schlegel auch durch Homer oder eher noch durch Virgil beeinflußt sein, aber die Allegorien weisen eher auf Voltaire.

Die Regeln vom „Wunderbaren in der Poesie“, wie sie Gottsched gab, sind von Triller 1743 im „Sächsischen Prinzenraub“ vor allem im I. Gesang genau befolgt worden. Um ja nicht in Verdacht zu geraten, führte er lange historische Exkurse. Voltaire stand für Triller sehr hoch, denn er zählt in der Vorrede nacheinander auf: Achilles, Ulysses, Aeneas, Gottfried, Heinrich; diesen will er nacheifern. Pyra nannte im „Erweis, daß die G*ttsch* dianische Sekte den Geschmack verderbe“ Triller spöttisch einen „deutschen Voltaire“ (p. 14).

Im I. Gesang schickt der Satan seinen Boten zum schlafenden Cunz, um ihm den Raubgedanken einzugeben, wie man schon pathetisch sagen muß. Wiederum wird Voltaire wahrscheinlich das Vorbild gewesen sein: Die Zwietracht bringt Clément dazu, Paris zu verlassen und den König zu ermorden (V. Gesang).

Cunz macht sich auf und
„griff ein Mittel an, das alle Frommen scheuen,
„Das ist, er wagte dies, was Saul zu Endor that,
„Und fragte Teufels Kunst und Zaubereyen Rath.
„So weit verfällt ein Mensch, in solchen Finsternissen
„Tappt dieser blind herum, der sich von Gott gerissen.“

Wenn Voltaire im V. Gesang die 16 Liguisten den höllischen Mächten opfern läßt, erinnert er an Saul, als auf dem Gilboa die Zauberin Samuels Schattenbild beschwören mußte. Bei Voltaire gerät der ganze Himmel in Aufruhr, es donnert und blitzt, die Verschwörer fliehen entsetzt davon.

Bei Triller heißt es:

„Ein Poltern ward gehört, der Hölen Grund bewegt,
„Ein heller Blitz gespührt, ein Schwefeldampf erregt,
„Ein Heulen in dem Wald und in der Lufft ein Wittern."

Wenn diese schreckliche Geschichte vorüber ist, eilt Sachsens Schutzgeist zu Gott, um das drohende Unheil zu verhüten. Gott aber sagt:

„Dem Räuber soll sein Raub nach Wunsche zwar gelingen;
„Allein er soll ihn nicht nach Wunsch zum Ende bringen,
„Ihm ist sein Maß und Ziel bereits von mir bestimmt,
„Und weiter kann er nicht, was er auch unternimmt."

Sicherlich hat Triller diese Unterredung zwischen Gott und dem Schutzgeist nur gebracht, um nicht in denselben Verdacht zu geraten, den Gottsched 1730 ausgesprochen hatte, als er von Voltaires Darstellung ähnlicher Vorgänge sprach und den Vers übersah, der als Motto über Trillers Gespräch stehen könnte:

„Um sie zu strafen, ließ der Himmel es geschehen."

Daß Triller sehr viel daran lag, seine Stellung zu den Zaubereien scharf zu betonen, scheint gewiß, wenn er im I. Gesang sofort nach der Tat noch einmal sagt (p. 47):

„Du (Gott) läßt den Frevel offt darum nur glücklich keymen,
„Ihn desto mächtiger hernach hinwegzuräumen."

Das ist ja Voltaires Vers!

Im III. Buch (p. 83) heißt es (nach der Befreiung der Prinzen) noch einmal:

„Nichts, was allhier geschieht, geschieht von ungefähr.
„Wer andern Gruben gräbt, muß selbst hinein verfallen."

Nun mußte aber Gottsched zufrieden sein.

Nach Voltaires Vorbild scheint auch im III. Buch das schlichte Mahl der Prinzen bei dem Köhler geschildert zu sein, der mit seinem bescheidenen Los zufrieden ist, auf Gott vertraut und nichts weiß „von Haß, Verfolgung, Neid, List, Ehrgeiz, Eigennutz und Ungerechtigkeit“ (p. 86). Voltaires Greis verwünscht auf seiner Insel Jersey das Leben am Hofe und in den Städten und spielt einen Rousseauianer vor Rousseau (bei Voltaire! — wie seltsam!), auch er tischt seinen vornehmen Gästen bescheiden auf. An einen Einfluß Hallers darf man wohl bei Triller nicht denken.

In Altona und Flensburg erschien 1750 ein Epos von Hudemann: „Der großmüthige Friedrich der Dritte“. Im I. Buch verführt die Zwietracht den König Karl zur Herrschsucht: zur Nachtzeit tritt sie an des Schlafenden Bett. Im letzten Buche hält Friedrich eine Ansprache an seinen Sohn Christian, wie man vortrefflich und tugendhaft regieren müsse. — Es sind immer dieselben Motive, die wiederkehren.

Im „Nimrod“ Naumanns (1752) erscheint im I. Buche ein Greis, Nimrod kehrt bei ihm ein und muß eine Verfluchung des Krieges anhören (p. 13 ff). Bald darauf tritt ein Prophet auf und spricht sich ausführlicher, aber nicht geistreicher über das Thema aus (p. 27 ff). Nimrod fordert ihn auf, ihm nach dem Hofe zu folgen, der Prophet weigert sich aber, verdammt das Hofleben und läßt den König allein ziehen.

Schönaich hat alle diese Motive vereint in seinem Epos aufgetischt. Der Streit um sein Werk ist manchmal erbittert geführt worden, aber er hatte auch recht komische Züge. Da spielt sich jene schäbige Dichterkrönung ab, wo der Stellvertreter des Gekrönten, aller Mittel bar wie ein „geflickter Lumpenkönig“ erscheint. Alles wirkt noch lächerlicher, wenn man erfährt, mit welchem fürchterlichen Ernst sich in diesen Jahren Gottsched gebärdete, „in einem ton de maistre“ sprach und „in seinem seidnen Kleide ein prächtiges Nichts geredet hat“ (L. Hirzel, Wieland und Martin und Regula Künzli, Leipzig 1891, p. 59).

Schönaichs Epos erschien 1759. Es sollte die Abwehr gegen den „Messias“ bedeuten. Jetzt plötzlich verstummten in den Zeitschriften Gottscheds alle Angriffe gegen Voltaire. Es mag sein, daß Gottsched sich scheute, etwas zu sagen, solange Voltaire in Deutschland weilte und von Angriffen hören konnte. Er hatte Voltaire nötig. Mit Schönaichs Werk wollte er die „Deutsche Henriade“ (s. o. p. 24) bringen. Wie aus dem von Danzel herausgegebenen Briefwechsel hervorgeht, sollten die Fehler der Henriade gegen die Gesetze der „Kritischen Dichtkunst“ (1751: „Sie lebet noch!“) ängstlich vermieden werden. Man liest in einem rührend naiven Briefe Schönaichs (Danzel, Gottsched und seine Zeit, p. 372): „Unmöglich kann mein Aristarch heute mit mir unzufrieden sein. Der Wendische Voltaire hat nicht allein den Mord des Ministers, Velledens hexenmäßiges Aussehen, den Kessel voll Blut und noch einige andere kleine Unrichtigkeiten abgeschafft“ . . . . Aber um Schönaich auf jeden Fall durchzubringen, stützte sich Gottsched auf die Autorität Voltaires!

Es heißt in der neuen Ausgabe der „Dichtkunst“ (1751, p. 161): „Wir können uns rühmen, daß wir an des Herrn Baron von Schönaich „Hermann“ nunmehr ein Heldengedicht bekommen haben, welches wir getrost der Henriade des Herrn von Voltaire an die Seite setzen können.“

Als Schönaich zum Dichter gekrönt war, erschien eine Sammlung, „Der Lorbeerkranz“ (1752), in der Gottsched den „Hermann“ der Henriade und dem — „Befreiten Jerusalem“ an die Seite stellte (Krause, Gottsched und Flotwell, p. 280; Einladungsschrift zum 16. 7. 1752). Die Beziehungen des „Hermann“ zur Henriade sind allerdings sehr stark; in seiner Dissertation über Schönaich hat O. Ladendorf dies Verhältnis nur in groben Umrissen gezeichnet (p. 12). Er weist auf die ursprünglich geplante Einteilung in zehn Gesänge hin und begnügt sich mit einem Hinweis auf die Ähnlichkeit der Vorgänge im I. Gesang. A. Stern hat sich in seinem Schönaichbuch überhaupt nicht auf eine Gegenüberstellung eingelassen.

Von jener humanen Gesinnung, die in der Henriade lebte, wird man in Schönaichs Werk wenig verspüren. Die Schlachtenszenen sind gehäuft und mit Vorliebe „grausig" geschildert, ohne daß Schönaich sie mit einer jener Reflexionen unterbricht, die Voltaires Mornay beschleichen, für den sich Faget begeistert hatte (VI, V. 219 ff):

„Mornay, parmi les flots de ce torrent rapide,
„S'avance d'un pas grave et non moins intrépide;
„Incapable à la fois de crainte et de fureur,
„Sourd au bruit des canons, calme au sein de l'horreur.
„D'un œil ferme et stoïque il regarde la guerre
„Comme un fléau du ciel, affreux, mais nécessaire.
„Il marche en philosophe où l'honneur le conduit.
„Condamne les combats, plaint son maître et le suit."

Man vergleiche bei Schönaich das metzgerhafte Gebaren Rastolfs im X. Buche (II. Auflage, 1753, p. 186):

„..... alles floß in Blut!
„Auch ein Rastolf scheint den Blick selbst mit Schaudern hinzuwerfen,
„Aber Jammer, Weh und Graus können seine Tugend schärfen.
„Laut erseufzt er, daß dies Metzeln unter ihm nur nicht geschehn;
„Und kann kaum zum Helden fröhlich, der ihn zu sich fodert, gehn."

Später heißt es von Rastolf (X., p. 190):

„Trotzig wischt er von den Waffen auch das Blut nicht einmal ab,
„Weil es ihm ein süß' Vergnügen und dem Blick ein Schauspiel gab.
„Schielend sieht er, ob man wohl den besprützten Schild betrachte;"

Es läßt sich gar nicht denken, das Voltaire wirklich Gefallen an diesem Epos gehabt hat, denn diese Stellen haben noch manche Parallelen; das Ganze aber ist so unsagbar langweilig!

Nur zuweilen hört man jene humanen Predigten an Herrscher, aber sie sind so allgemein gehalten, daß man kaum annehmen darf, Schönaich habe etwa auf Brühls Regiment in Sachsen Eindruck machen wollen, oder sie seien ihm gar vom Herzen gekommen. Oft scheint es, als ergehe sich Schönaich nur deshalb in solchen Lamentationen, weil es Mode war.

Wenn bei Voltaire Heinrich und Mornay nach England kommen, bewundern sie den Reichtum des Landes, die kluge Regierung der Königin und die weise Ordnung. Bewundernd bricht Heinrich aus (I., V. 323ff):

„Ah! s'écria Bourbon, quand pourront les Français
„Réunir, comme vous, la gloire avec la paix?
„Quel exemple pour vous, monarques de la terre!
„Une femme a fermé les portes de la guerre;
„Et, renvoyant chez vous la discorde et l'horreur,
„D'un peuple qui l'adore elle a fait le bonheur."

In einer ähnlichen Situation redet Hermann. Er hat sich mit seinem Freunde Brenno ins Markomannenland begeben, um Marbod zum Bund zu gewinnen, gerade so, wie Heinrich und Mornay beauftragt waren, mit Elisabeth einen Vertrag zu schließen. Sie erblicken die markomannischen Wohnsitze, ihre Städte, Felder und Weiden, so daß Hermann ausruft (I. Gesang):

„Volk! so sagt er, das so ruhig unter seinem Fürsten wohnt;
„Volk! ach Volk! wann werden dir die Cherusker einmal gleichen?
„Könnten sie doch unter mir diesen Flor beglückt erreichen!
„Wann des Königs Thron nicht wanket, wann das Volk den König liebt;
„Wann es sich nicht nur im Kriege, auch zur Lust in Waffen übt;
„Wann nicht Gold und Schmäucheley seines Königs Herz entführen;
„Liebling, Lust und Weichlichkeit ihre Zaubermacht verlieren:

„Dann kann wohl ein solcher König seinen Feinden furchtbar seyn:
„Dann kann er den Lastern selber ein erschröcklich Ende dräun.
„So ein König darf das Schwert nur für seine Völker ziehen;
„So wird List und Feind und Krieg auch bestürzet vor ihm fliehen."

Der Unterschied ist charakteristisch: Voltaire denkt nur an die Erhaltung des Wohlstandes um seiner selbst willen, Schönaich ist die Wohlhabenheit nur eine sichere Gewähr für eine gute Vorbereitung zum Krieg.

Hermann und Brenno sind von Siegmar entsandt worden, und, wie in der Henriade Heinrich III. versäumt Siegmar nicht, eine lange Ansprache an seinen Erben zu halten. Die Helden machen sich auf den Weg und werden von einem Unwetter überrascht. Den plötzlich losbrechenden Sturm schildert Schönaich nach Voltaire, der ja auch aus technischen Gründen rasch ein Gewitter im I. Gesang heraufziehen läßt.

Die Cherusker finden auch in einem Haine Zuflucht und treffen auch in einer Grotte einen Greis, der aus Gallien — nach Germanien geflüchtet ist.

Er „hatte sich längst der Welt und Lust entrissen,
„Die versäumte Stunden noch oftermals beweinen müssen."
(I. G., p. 10.)

Voltaire (I. V. 201):

„C'est là que de lui-même il fesait son étude;
„C'est là qu'il regrettait ses inutiles jours."

Die Wände der Grotte blitzen von vielen hundert „muntern" Farben, die „mit jedem Blick einen neuen Glanz erwarben".

„Von der Menschen klügsten Händen fand er hier die stärkste Spur:
„Dennoch waren es nur Spiele der sich bildenden Natur."
(I., p. 11).

Voltaire (I, V. 197 f.):

„Une grotte est auprès, dont la simple structure
„Doit tous ses ornemens aux mains de la nature.“

Schönaichs Greis ergeht sich in endlosen Reden, um — wie der Alte auf der Jerseyinsel — festzustellen, daß der Himmel mit den größten Helden nur sein Spiel treibe (I, p. 12).

Voltaire (I, V. 247 f.):

„Les œuvres des humaines sont fragiles comme eux,
„Dieu dissipe à son gré leurs desseins factieux.“

Aber auch dieser Greis kann sich nicht versagen, den Propheten zu spielen, trotzdem es Gottsched streng verboten hatte. Deshalb versichert auch der Alte ausdrücklich (I, p. 13):

„Mir hat zwar der weise Himmel weder Schlüsse kund gemacht,
„Noch den Donnerkeil gezeiget, der auf Rom und Deutschland kracht.
„Menschen nämlich können nur, aus den Sitten schwacher Staaten,
„Und der Zeiten Fügungen, den entfernten Fall errathen.“

Die gefährliche Voltairestelle lautete so (I, V. 209 ff.):

„Ce Dieu qu'il adorait prit soin de sa vieillesse;
„Il fit dans son désert descendre la sagesse;
„Et prodigue envers lui de ses trésors divins,
„Il ouvrit à ses yeux le livre des destins.“

Sicherlich hat hier Schönaich an Gottscheds Kritik gedacht.

Eindringlich predigt Schönaichs Greis die Tugend und verflucht die Sinne (I, p. 13).

Voltaire läßt ihn sagen (I, V. 261):

„Surtout des plus grands cœurs évitez la faiblesse;
„Fuyez d'un doux poison l'amorce enchanteresse;
„Craignez vos passions, et sachez quelque jour
„Résister aux plaisirs, et combattre l'amour.“

Vor allem müsse Heinrich sich selbst besiegen (V. 266).

Sie reden viel von der alten Zeit, wie sich auch Heinrich in alte Zeiten („bien heureux“) versetzt glaubt. Die Fürsten werden von beiden Greisen als die großen Herrscher gepriesen, welche die Zwietracht vertreiben sollen, und vom Volke als Retter begrüßt werden.

Am Ufer eines Baches halten sie ihr Mahl; auch Schönaich hebt hervor, daß es „ohne Pracht“ hergeht (I, p. 17). Die Situation hatte schon Triller ausgebeutet. Schönaich wird sich gewiß direkt an Voltaire gelehnt haben.

Voltaire (I, V. 213 ff.):

„Ce vieillard au héros que Dieu lui fit connaître,
„Au bord d'une oude pure offre un festin champêtre.
„Le prince à ces repas était accoutumé.“

Endlich umarmen sie sich und nehmen gerührt Abschied. Voltaire:

„Il quitte avec regret ce vieillard vertueux:
„Des pleurs, en l'embrassant, coulèrent de ses yeux.“ (I, 278 f.)

Im Markomannenreich entdecken sie (I, Ende):

„Marbod suchte seine Größe nicht in einer falschen Pracht,
„Die den Zutritt oft beschwerlich, und den Herrn nicht größer macht.“

Vom englischen Hof heißt es (I, V. 333 f.):

„Sans appareil, sans bruit, sans cette pompe vaine
„Dont les grands, quels qu'ils soient, en secret sont épris.
„Mais que le vrai héros regarde avec mépris.“

Aus „erhabener Brust“ („franchise“, I, V. 336) beginnt Hermann vor Marbod zu reden. So endet der I. Gesang, den man fast nur eine Überarbeitung des I. Gesanges der Henriade nennen möchte. Von eigener Erfindung oder gar von eigenen Gedanken findet sich keine Spur. Beachtenswert erscheint es, daß Schönaich sich nur nicht Gottscheds Tadel zuziehen will, und deshalb ängstlich bedacht ist, jeden Schein zu meiden. In den folgenden Gesängen sind seine Entlehnungen nicht so kühn.

Seine Romschilderung (II, p. 33 f.) beginnt Hermann gerade so wie Voltaire mit einem Preis auf die frühere Machtstellung Roms (IV, V. 169 ff.). Und auch die allegorischen Personen scheinen aus der Henriade hinübergewandert zu sein. Im V. Gesang (p. 79) erscheint die Zwietracht, welche den schlafenden Segestes (V, p. 81) verführt wie in der Henriade den Jacques. Im Grunde werden immer wieder dieselben Situationen ausgenutzt. Die Zwietracht ist

„jenes Ungeheuer, jenes Scheusal, das die Nacht
„des gereizten Höllenschlundes an das Tageslicht gebracht."

Voltaire nennt sie „fille de l'enfer" (IV, V. 103). Wenn sie Aumale gewinnen will, heißt es:

„de ses mortels poisons elle infecte son cœur."

Schönaich läßt sie eine Schlange in des Herzogs Brust stechen. Ein ähnlicher Vorgang geschieht in Trillers „Prinzenraub". Da heißt es im I. Gesang (i):

„Hier schwieg, hier wich der Geist und schoß mit einer Schlangen
„In Cunzens falsche Brust das schändliche Verlangen."

Voltaire sagt einmal (IV, V. 186): la Discorde „fait siffler ses serpins". Das Bild stammt aber sicher aus frühern Dichtungen. Schon Virgil (6, 281) gibt der Zwietracht Schlangenhaare. Ihr Tempel stand in Rom („Rome, jadis son temple" IV, V. 170). Schönaich (V, p. 80): „Hat Augustus mir nicht gar meinen Tempel zugeschlossen?"

Im „Hermann" zieht zur Rechten der Diskordia der Neid und zur Linken „süßes Schmeicheln".

„Beyden folgen Eifersucht, Ehrgeiz, Haß und glatte Heucheley" (V, p. 81).

Bei Voltaire verbündet sich die Zwietracht mit der Politik:

„Fille de l'Interêt et de l'Ambition,
„dont naquirent la Fraude et la Séduction.

„Ce monstre ingénieux, en détours si fertile“... (IV, V. 215 ff.).

Und im VII. Gesang (V. 145 ff.) gibt Voltaire eine Schilderung vieler schlechten Eigenschaften: Neid, Hochmut, Feigheit, Heuchelei, Geiz, Ehrsucht lagern am „Höllentor“.

Auf dem Rückweg aus dem Markomannenland nahen Hermann und Brenno einem Heiligtum der Velleda. Hermann hat eine lange Auseinandersetzung mit Brenno, der ihn ermuntert, die Seherin aufzusuchen. Hermann weigert sich und hält lange Reden über die Verwerflichkeit des Aberglaubens (V, p. 81). Schönaich schrieb diese Diskussion sicherlich als echter Sohn des Rationalismus; aber hätte Gottsched die Verschwörung der 16 Liguisten unter der Führung eines Juden nicht so arg verdammt, würde Schönaich schwerlich so energisch ins Zeug gegangen sein. Auf diese Episode werden sich Gottscheds Worte in der Vorrede (p. XVIII) beziehen: „Er (Schönaich) entdeckt deutlich seine Gedanken von der Macht des Aberglaubens, hütet sich aber sehr, seinen Helden als leichtgläubig zu schildern.“ Nun wirkt es unwiderstehlich komisch, wenn Velleda doch prophezeit, Hermann aber (zur Beruhigung Gottscheds) lächeln muß, „daß Brenno ihm nun mehr, als sonsten, trauet“ (V, p. 95). Die Unterredung geschah, wie bei Voltaire, in der Nacht. Als Hermann am andern Morgen erwacht, versucht Schönaich eine Morgenstimmung festzuhalten (V, p. 95) wie in der Henriade beim Erwachen Heinrichs aus dem Traume, in dem ihm der heilige Ludwig erschien.

Im VII. Gesang (p. 119) „donnert die verruchte Zwietracht, und des Abgrunds Tiefe kracht; auch die Rache weicht erblaßt aus dem Schlunde, der schon zittert.“ Auch bei Voltaire hetzt die Zwietracht die Rache auf (IV, V. 317). Beim Sturm auf das römische Lager „schürt die Zwietracht die Glut“ (XII. Ges.). Beim Sturm auf Paris: „Sur le mur, avec eux, la Discorde cruelle se baigne dans le sang.“ — In Voltaire regt sich stets tiefes Mitleid, wenn er ihre Rasereien schildern muß, bei Schönaich ist sie nur ein

Automat. Der Sturm auf das Lager scheint auch bei Voltaire studiert zu sein. Im VII. Gesang (p. 122) bringt er ein Gleichnis, das offenbar Voltaire nachgeahmt ist:

„Wie, sobald ein Damm durchbrochen, sich die Flut ins Feld ergeußt;
„Was nur ihren Wellen trotzet, überschwemmt und mit sich reißt;
„Wie sie selbst den nahen Bach aus der stillen Ruhe bringet,
„Daß das Wasser mit der Fluth sich vermengt und weiter dringet:
„Rauschender und dennoch schneller, reißt die Flut hier alles hin."

Voltaire (VI., V. 291 ff.):

„Comme on voit un torrent, du haut des Pyrénées,
„Menacer des vallons les nymphes consternées;
„Les digues qu'on oppose à ses flots orageux
„Soutiennent quelque temps son choc impétueux;
„Mais bientôt, renversant sa barrière impuissante,
„Il porte au loin le bruit, la mort et l'épouvante;
„Déracine, en passant, ces chênes orgueilleux
„Qui bravaient les hivers, et qui touchaient les cieux;
„Détache les rochers du penchant des montagnes,
„Et poursuit les troupeaux fuyant dans les campagnes."

Dies ist ein Beispiel. Sie ließen sich aber vermehren.[1]) Es ist so leicht, Kämpfe mit Naturkatastrophen zu vergleichen, die „gewaltigen" Worte geben sich dann von selbst; Voltaire wie Schönaich haben keinen geringen Gebrauch davon gemacht, ein gefährliches Zeichen für ihre Dichterschaft.

Im XII. Gesange erscheint Siegmar seinem Sohne Hermann, um ihm den Sieg zu prophezeien, gerade so wie der heilige Ludwig Heinrich erscheint und das gute Ende prophezeit.

[1]) Von Voltaire zitiere ich noch: VI, 143 ff., zu vergleichen mit Schönaich: XI, p. 205. Voltaire: VI, V. 257 ff., Schönaich: XI, p. 210.

Schönaich hat demnach den Grundriß des ersten Gesanges ganz der Henriade entlehnt, er hat sich in Gleichnissen mindestens an Voltaire geschult, von der humanen Tendenz aber ist gar nichts lebendig geworden. Die Hauptmotive, die allerdings nicht nur Schönaich hinübernahm, sind Allegorien, Propheten und Schurken.

Schönaichs Epos ist fast zur Hälfte eine langwierige Schlachtschilderung, an der Voltaire unmöglich seine Freude gehabt haben kann. Es ist vielleicht möglich, daß er zu Schönaichs heftigen Ausfällen gegen die „Pfaffen“ (XI. Buch, p. 162, nur in der I. Auflage) beifällig genickt haben kann, obwohl er aber auch diesen albernen, rohen Vorstoß in einer Dichtung gemißbilligt haben mag, und denken durfte, daß man seinen Stift viel feiner spitzen müßte. Endlich hat das Epos d e n Fehler, den Voltaire für den schlimmsten in einer Dichtung hielt: es war langweilig. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß die Nachahmung seines Werkes in Deutschland seiner Eitelkeit schmeichelte. Schönaich ist aber nie wieder von Voltaire zitiert worden, der Eindruck muß nicht lange gehaftet haben. Gelesen wird er einige Stücke schon haben. In der zweiten Ausgabe des „Hermann“ wird (p. XXV) ausdrücklich hervorgehoben, Voltaire habe sich mündlich noch deutlicher und vorteilhafter ausgelassen: Dies sei eben die rechte, epische Schreibart, es erfordere weniger Kunst, schwulstig als natürlich zu schreiben. Mehr wird nichts vom Urteil Voltaires gesagt, mehr haben wahrscheinlich auch weder Gottsched noch Schönaich gewußt.

Der unglückselige Schönaich hat uns aber schon 1757 nochmals mit einem Epos beschenkt: „Heinrich der Vogler“. Wiederum finden wir die Träume, Allegorien und Gleichnisse aus der „Henriade“. Schönaich warnt vor den Schmeichlern und will wirklich durch sein Gedicht Fürsten belehren (I. Gesang, p. 2), wiederum verflucht er die Pracht und lobt die Einfachheit (I, p. 5). Im IV. Gesang erscheint Otto seinem Sohne Heinrich im Traum und verkündet ihm die Zukunft Deutschlands gleich bis auf — Schönaichs Tage;

sicher hat Schönaich hier die Prophezeiungen Ludwigs nachgebildet. Im VII. Gesang forscht Zulthan, der König der Hunnen, „bey einem Götzenpfaffen“ nach dem Ausgang des Krieges. Im Traume versetzt der Zauberer den König in die Hölle, wo er, wie Heinrich, die Allegorien Tod, Neid, Haß, Eigennutz, Rache, Lüge erblickt, endlich noch Heuchelei, Wollust, Hochmut und Ehrgeiz (VII, p. 98). Die Hunnen bestürmen Merseburg, und sofort dichtet Schönaich wieder jene Gleichnisse, in denen Naturkatastrophen geschildert werden.

Dieser Schönaich nun hat gewissermaßen vermittelnd zwischen Gottsched und Voltaire gestanden. 1753 begann ein merkwürdiger Handel. Während Voltaire in Potsdam auf dem Sprunge stand, das leidige Verhältnis mit Friedrich II. zu brechen und Deutschland zu verlassen, ließ Gottsched eine französische Übersetzung des „Hermann“ für Voltaire besorgen.[1]) Am 28. März kam Voltaire nach Leipzig. Hier erhielten Gottsched und Schönaich Briefe Voltaires.[2]) Ger-

[1]) Wir erfahren aus Bodmers und Wielands „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz“ (Berlin 1755), welche Stücke in der Übersetzung nach Berlin gingen (S. 35): „Wenn man mich recht berichtet hat, so war es die Stelle, da Thusnelden an der Seite erstlich der Vater ihres geliebten Hermanns von ihrem eignen Vater erschlagen wird; hernach sie selbst, zwar unwissend, ihren Vater blutrünstig erschlägt.“ Die Stücke stammen aus Schönaichs X. Gesang.

[2]) Die Briefe, die sich auf das Epos Schönaichs beziehen, wurden in der zweiten Auflage des „Hermann“ (Leipzig 1753) abgedruckt. Sie stehen bei Beuchot XXXVIII, p. 11 und 16. Leicht ironisch werden einige Sätze des ersten Briefes ohne Kommentar und in indirekter Rede von Bodmer und Wieland in „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz“ (p. 35) zitiert. Der erste Brief lautete:

A M. Gottsched. A Leipsick. 4 avril 1753.

Je renvoie, monsieur, le manuscrit que vous m'avez fait l'honneur de me confier. Je n'y ai corrigé que les fautes de langage. J'ai aperçu à travers la traduction la plus sublime poésie et les sentiments les plus vertueux, comme on adorait autrefois des divinités dont les statues étaient couvertes d'un voile. Si vous connaissez le jeune auteur, je vous prie de l' assurer de ma parfaite estime. C'est un sentiment que je vous ai voué il y a longtemps, aussi bien qu'à votre illustre épouse.

vinus meint, aus dem Briefe an Schönaich blicke der Schalk (IV, p. 179), auch ihm ist es also sehr unwahrscheinlich, daß sich Voltaire für Schönaichs Poesie begeistert haben kann.[1]) Gottsched aber ist tagtäglich zu Voltaire gelaufen, zu demselben Voltaire, den er seit dem Erscheinen der „Lettres Anglais" nicht mehr mit Angriffen verschont hat, und dessen Weltanschauung er schroff gegenüberstand. Ich vermute, Voltaire, als ein Mann von Takt, hat sich Gottsched zu Dank verpflichtet geglaubt, weil dieser nicht aufhören konnte, Tasso und Voltaire nebeneinander zu stellen, und an ihnen Schönaichs Wert maß. Gottsched aber wollte gerne das Urteil einer Autorität für Schönaich haben. Drittens aber hatte Voltaire die Hilfe Gottscheds nötig, da er im Verlage Breitkopfs Schriften gegen Maupertuis drucken lassen wollte. Maupertuis galt als

J'y joins aujourd'hui l'amitié et la reconnaissance, que je dois à vos bontés prévenantes. Permettez-moi de finir ce petit billet, comme les Anciens, que vous imitez si bien: Scribe et vale. V.

Es ist sehr bezeichnend für Gottscheds Art, daß der Passus: „Je n'y ai corrigé que les fautes de langage" in der Ausgabe des „Hermann" fortgeblieben ist!

A M. le Baron de Schonaich. Leipsick. 18 avril 1753.

Pardonnez, monsieur, à un pauvre malade qui ne peut guère écrire, si je ne vous dis qu'en deux mots à quel point vous avez gagné mon estime. Pardonnez à un Français et à un homme de lettres, si j'en use avec si peu de cérémonie. Mais je ne me pardonnerai jamais d'ignorer une langue que les Gottscheds, et, vous, rendez nécessaire à tous les amateurs de la littérature. Ich bihn umstand sein gehorsamer diener. Voltaire.

Das Wort „les Gottscheds" wurde so auffällig wie nur möglich gedruckt.

[1]) Auch in dem „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" (Heumonat 1753, p. 489) wird Voltaires Brief publiziert. Ein sehr beachtenswertes Urteil über den Brief an Gottsched hat Grimm (F. M.) gegeben (Correspondance littéraire. Mars 1769. Ausgabe: Paris 1813, p. 354). Danzel hat schon auf diese Stelle hingewiesen (a. a. O. p. 354). Grimm sagt von beiden Briefen Voltaires: „des lettres de pur compliment" — „elles ne signifient rien du tout". Über das Epos Schönaichs fällt Grimm ein vernichtendes Urteil: „Malgré tous les efforts que feu M. Gottsched a faits pour nous cogner le nez sur les beautés sans nombre de ce poëme, il est tombé tout à plat."

Atheist, Voltaire schrieb jetzt gegen ihn aus Neid und Rachsucht, aus Spaß am Raufen und etwas auch aus Wahrheitsliebe. Gottsched hingegen, der in Voltaire schon den ärgsten Gottesleugner gesehen hatte, war gerne bereit, sich am Feldzuge gegen Maupertuis zu beteiligen. So werden die Dinge gewesen sein. Von Reichels „Helden" bleibt wenig übrig.[1])

Vielleicht wird nun auch das Verhalten der Frau Gottsched klarer. Man hat nie diese nebeneinander herlaufenden Ereignisse beobachtet, und nur allgemeine Bemerkungen gemacht.

Danzel (a. a. O., p. 337) hatte, da er die großen Grundzüge herausschälen wollte, behauptet: „Dem berühmtesten von allen Franzosen gegenüber hat es die Frau Gottsched übernommen, das Selbstgefühl der Deutschen zu zeigen." Nach einigen Briefzitaten meint er: „Wer müßte nicht noch heutigen Tages eine patriotische Freude darüber empfinden, wie auf diese Weise der Feinste der Feinen überlistet worden. Warum hat Frau Gottsched Lessings Dramaturgie nicht erlebt!" —

Paul Schlenther (Frau Gottsched und die bürgerliche Komödie, Berlin 1886, p. 56 ff.) hat mit starker Berechtigung angenommen, Frau Gottsched habe mit dem Freigeist Voltaire nichts zu schaffen haben wollen, „sie fand ihren Glauben verletzt". Schlenther spricht ausführlich von ihrem Haß gegen die Freimaurer und Religionsspötter, die zugleich nach altem Glauben (von Addison und dann allen Gegnern der Aufklärung wieder aufgewärmt) auch Wüstlinge sein müssen. Die Ansicht Schlenthers ist sehr berechtigt.

[1]) Es wird für Gottsched dasselbe gelten, was Süpfle in seinem bekannten Buche über die literarischen Beziehungen Deutschlands und Frankreichs von Wolff schreibt (p. 135): „Voltaires günstige Stellung zu Wolff geschah wohl weniger aus lebhafter Überzeugung oder tiefer Neigung als vielmehr infolge seiner Parteistellung gegen Maupartnis." — Schon Bodmer und Wieland waren in „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz" der Ansicht: „Vermuthlich war damals Voltaire in Umständen, die es ihm nöthig machten, dem deutschen Professor zu schmeicheln" (p. 92).

Gegen Schlenther hat sich Eugen Wolff in einer merkwürdig bissigen und ungerechten Art gewandt (Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. Kiel und Leipzig 1897, I, p. 147). Dabei bringt er in unserer Angelegenheit gar nichts Neues, sondern tischt Danzels Meinung wieder auf, ohne Danzel zu zitieren.

Die Geschäfte, welche Gottsched mit Voltaire und Voltaire mit Gottsched im April 1753 machten, habe ich zu schildern versucht. Nun ist es einmal nicht ganz ausgeschlossen, daß die gescheite Frau diese Verhältnisse klar übersah, nicht an den ehrlichen Kampf Voltaires gegen Maupertuis glaubte und deshalb jeder Einmischung gern fernbleiben wollte. Vielleicht darf man eine Briefstelle aus etwas späterer Zeit heranziehen (Briefe der Frau Gottsched an Frau von Runckel 26. 5. 1753). Es handelt sich um Streitschriften zwischen Maupertuis und Voltaire: „Diese beyden Leute beleidigen sich selbst und ihre eigene Ehre so sichtbarlich, daß diese in den Augen der vernünftigen Welt immer Flecken behalten wird. Ich werde mich hüten, mich zu der unbilligen Parthey zu schlagen. Das Unrecht sey so schön, als es wolle, gesagt, so bleibt es doch Unrecht. Ich liebe die Wahrheit.“ Derselben Gesinnung kann aber Frau Gottsched schon im April gewesen sein. Dies wäre ein Grund.

Der Stolz auf ihr Deutschtum ist anfechtbar, denn wo bleibt dies Deutschtum, wenn Frau Gottsched nach einer vergeblichen Einladung Voltaires am 18. 4. 1753 schreibt (zunächst): „Ich muß bey dieser Gelegenheit die Ehre des Deutschen behaupten, denen die Franzosen alle Kraft zu denken absprechen, und ich wollte den Stolz eines Voltaire nicht vermehren.“ Dann aber: „Eine ausgesuchte (!) Gesellschaft sollte diesen Tag bey uns speisen, und ich hatte mich gefaßt gemacht, ihn mit französischer (!) Höflichkeit zu empfangen. Wer aber außenblieb, war der Herr von Voltaire, und wer über diesen Eigensinn böse (!) ward, bin ich. Nunmehr setzte ich mir vor, mich nicht sehen zu lassen.“ Dieser Patriotismus sieht schon nach stark ge-

kränkter Eitelkeit aus, wenn Frau Gottsched auch ironisch zu werden versucht, und man der enttäuschten Hausfrau manches zu Gute rechnen wird. Wenn aber selbst auch nur einen Augenblick in ihr der leiseste Groll aufstieg, ist ihr Patriotismus nicht mehr hoch zu bewerten. Der erste Satz: „Ich muß bey dieser Gelegenheit die Ehre des Deutschen behaupten, ... vermehren“ ist eine Redensart. Denn ein anderes Mal schreibt sie: „Mein Mann besucht ihn (Voltaire) fast täglich (!), und findet mehr Tugend, Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Billigkeit gegen die Deutschen bey ihm als er gedacht hätte“ (!). — Der Grund, sie habe von Voltaire als Patriotin nichts wissen wollen, muß auf jeden Fall bestritten werden.

Weshalb aber hat Voltaire nicht im Hause Breitkopfs gewohnt? Am 4. April 1753 schreibt Frau Gottsched: „Voltaire hätte vielleicht lieber bey einem Dichter geherbigt“ (wohl nur eine Vermutung der Frau Gottsched, übrigens, wenn Gottsched die Hilfe Voltaires nötig hatte, konnte er ihn auch schon beherbergen), „allein es war allerley dabei zu denken, davon mein Herr und seine Frau schon lange vorher geredet hatten. Er ist krank, und ob er gleich nicht so krank, als er sich stellet, so ist er doch eine gebrechliche Maschine, un homme cassé qui a le malheur d'avoir 60 ans.... Er ist mit Bewilligung des Königs von Berlin abgereiset, weil er krank und fast dem Tode nahe gewesen und die Bäder zu Plombières nöthig zu haben scheint.“

Man hat Voltaire nicht aufnehmen wollen, weil man sich keine Unbequemlichkeiten durch einen Kranken schaffen wollte.

Es steht also wohl nun mit einiger Sicherheit fest: Frau Gottsched hatte eine Antipathie gegen Voltaire aus jenen Gründen, die Schlenther gebracht hat. Dafür spricht noch diese Briefstelle (19. 12. 1753): „Voltaire wird allenthalben Irrthümer verbreiten ... Wir folgen der Lehre des Apostels: ‚Prüfet alles und das Gute behaltet.‘“ — Hinzu kam ganz sicher die Scheu, vielleicht einen Kranken pflegen

zu müssen, und endlich – was sich zwar nicht ganz beweisen läßt — ein Reinlichkeitsgefühl, mit den Geschäften nichts gemein zu haben. In ihr eine große Patriotin zu sehen — wenigstens in dieser Affäre — geht nicht gut an.

Voltaire reiste ab. Im Winter 1753 hat dann Gottsched noch einmal wiederholt (Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, p. 53): Man habe in Schönaichs „Hermann“ das gefunden, was die Franzosen in der „Henriade“ gefunden. — Nun, das hatte wohl nur Gottsched.

Schönaichs „weltliches“ Werk war zugleich ein Protest gegen die christlichen Epen, und wiederum wird Voltaire in den Kampf hereingezogen. Seltsam, wie dieser Name bei den meisten Aktionen dieses Jahrhunderts erscheint, immer in anderm Lichte, immer neu, immer interessant. Seine Wirkung muß tatsächlich so ungeheuerlich gewesen sein, wie Goethe einmal von ihr zu Eckermann gesprochen hat. Den wahren Grund der Angriffe auf die christlichen Epen haben Loebell und Muncker festgestellt. Loebell schrieb im I. Bande seiner „Entwicklung der deutschen Poesie von Klopstocks erstem Auftreten bis zu Goethes Tode“ (1856, p. 192): „Diesen frommen Besorgnissen Trillers und Gottscheds tut man schwerlich unrecht, wenn man sie als heuchlerische Larven der heftigen literarischen Feindschaft gegen den Messias ansieht.“ — Muncker sagt (Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock, Frankfurt 1880, p. 32): „Perfid aber waren seine Einwürfe gegen den Inhalt der religiösen Epen.“ (Gutachten über die christlichen Epen. Januar-März 1752 in „Das N. a. d. a. G.“). —

Gottscheds Verhalten erscheint in einem noch seltsamern Licht, wenn man ihn Voltaire zitieren sieht. Sie verwarfen allerdings beide das christliche Epos, aber gerade aus entgegengesetzten Gründen. Wir sahen schon, wie leicht Gottscheds religiöse Gefühle verletzt werden konnten; ich deutete aber auch schon darauf hin, wie er seit 1746 wohl aus rein polemischen Gründen plötzlich erklärte, die Religion komme in der Henriade gut zum Ausdruck.

Die Tradition seit Boileau lautete so: er selbst schrieb in der „Dichtkunst“ (III, V. 192 ff.): Der Dichter nötige uns oft, zur Hölle hinabzusteigen, aber des Glaubens heilige Geheimnisse seien mit den Fabeln der Dichtkunst nicht vereinbar, oft müsse nun noch gar die heilige Wahrheit selbst den Schein der Fabel wahren. Der Dichter sei ins Heidentum vernarrt, der im christlichen Gedicht heidnische Fabeln unterbringe. — Ähnlich lautet ein Urteil William Temples (1628—1699), das Gottsched kennen mußte, denn es stand in den „Eigenen Schriften der Deutschen Gesellschaft in Leipzig“ (1739, III. Teil, Übersetzungen, p. 515). Gottsched war damals schon ausgetreten, aber ihre Schriften kann er deshalb noch gelesen haben. Temple meint, in Ariosts und Tassos Werken würde die Religion „geringschätzig“, weil sie die christliche Religion in ihre Verse brächten: eine Religion, welche die Wahrheit selber sei, schicke sich nicht zu den Fabeln (aus der Abhandlung: „Von der Poesie“, übers. v. M. J. F. May). Eine Zwischenstellung nimmt Dubos ein (1719). Er meint, die Wunderwerke der christlichen Religion hätten etwas Erstaunliches. Man solle nur an die „Athalie“ denken. Man tadele Ariost und andere Dichter, weil sie nicht mit der Würde und der geziemenden Ehrfurcht davon sprächen. — Der entscheidende Punkt für Dubos ist: man muß diese Dichter tadeln, weil sie die Fabeln des Heidentums und die Wahrheiten der christlichen Religion verbinden. Er beruft sich auf Boileau (zitert nach der deutschen Ausgabe von 1760, p. 171).

Über den Standpunkt des 17. Jahrhunderts, der nichts mit irgend einer Kunstregel zu tun hat, erst recht nichts mit Aufklärung und gar nichts mit ästhetischem Verständnis ist Gottsched zeit seines Lebens nicht herausgekommen.[1])

In der „Dichtkunst“ heißt es („Vom Ursprunge und Wachstum der Poesie“, § 17), durch die weltlichen Lieder habe man eine an sich heilige Sache entweiht. Im Kapitel

[1]) Auch Schönaich ist natürlich ein Gegner der christlichen Epen: „Setzen unsere heiligen Männer nicht Jupiter neben den Zebaoth“? (Neologisches Lexikon, h. v. A. Köster, Berlin 1900, p. 103. D. L. D. 70—81).

„Von der Wahrscheinlichkeit der Poesie“ schreibt Gottsched (§ 22): „Wer hätte es dencken sollen, daß in der biblischen Materie ‚vom Falle der Engel‘ das Heidentum stattfinden würde?“ — Im Kapitel „Vom Heldengedichte“ (§ 19): „zu geschweigen, daß es entsetzlich ist, den Sieg einer boshaften Creatur über ihren Schöpfer zu besingen.“

Diese Anschauung sollte sich nicht ändern. Als er Bayle herausgab, hielt Gottsched sich im II. Bande (p. 143) über den Auszug aus Boubouru auf, daß „Gott, Adam, Eva und die Schlange im Paradies viereley Sprachen“ geredet hätten. Das sei fast unanständig, „zumals da eine so heilige Geschichte als der Fall Adams verspottet würde“: ferner (p. 454) heißt es: „Milton menge die Fabeln der Götzen in die Offenbarung“.

Über „Alzire“ und „Zaïre“ (Bayle IV, p. 176): es sei aber doch nicht ratsam, die biblische Geschichte auf die Schaubühne zu bringen. „Die Zusätze schaden der Religion mehr als sie helfen und bringen endlich die heilige Geschichte selbst in den Verdacht der Fabeln“ (wie Boileau).[1])

1745 kritisierte Gottsched Voltaires Libretto „Simson“ (Neuer Büchersaal, 1745, I, 1): Voltaire habe das Weltliche ins Geistliche gemenget.

Und nun begann der große Kampf.

In seinem „Gutachten“ (1752, s. o.) wettert er von den zur Freigeisterei und Religionsspötterei geneigten Zeiten.

Aber nun geschah das Unerhörte — im „Neuesten

[1]) Gottsched führt nicht weiter aus, weshalb ihm die Stücke mißfallen. Vielleicht lag französischer Einfluß vor. Die „Leipziger Gelehrten Zeitungen“ brachten zwei Auszüge. Zuerst berichteten die „Beyträge“ (III. Band, 16. Stück, p. 251), in der „Bibliothèque française“ (Octobre 1737) stände eine Kritik über die „Alzire“, dem Verfasser mißfalle der Verdruß der Alzire, sich als Christin nicht das Leben nehmen zu dürfen. Und da Herr Voltaire schon im Verdachte wegen der Religion stehe, solle er sich besser in Acht nehmen. — Im 23. Stück druckten die „Beyträge“ (1737, 1738, III. Band, 23. Stück, p. 361) wieder eine Stelle aus der „Bibliothèque française“ (25 tome) ab: „Die Liebe der Alzire als einer Verheirateten sei anstößig. Voltaire hätte zeigen müssen, daß die wahre Religion stärker sei als die natürlichen Tugenden.“

aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“ (1752, p. 521) läßt er schreiben (oder war er selbst der Verfasser? Er wird doch die Nummer immer gemacht, wenigstens ihre Zusammenstellung überwacht haben, besonders in dieser Zeit): „Indessen ist es wahr, der Herr Pro. G. hat es geläugnet, daß die willkürlichen Erdichtungen von Gott, Seraphen, Cheruben und Teufeln ... sich mit dem heiligen Ernste der christlichen Geheimnisse nicht zusammenreimen.“ Alles, was ein menschlicher Witz zu diesen Wahrheiten hinzudichte, müsse dieselben notwendig mit Lügen besudeln. Die Worte Voltaires über den „Messias“ wolle er nicht angeben, sie klängen spöttisch und würden christlichen Ohren viel zu ärgerlich gefallen, wenn er die Unbedachtsamkeit beginge, sie bekannt zu machen.

Auch dieses Vorgehen ist gewiß „perfid“. Er führte doch Voltaire nur an, um eine Autorität hinter sich zu haben; galt es diese, so verlor er alle Gesinnung. Er verwarf oder vielmehr: er glaubte die christlichen Epen vom Standpunkte der Wahrung der Offenbarung zu verwerfen; er wußte, daß Voltaire sie aus ganz andern Gründen verwarf — und trotzdem! Hier hilft keine Beschönigung, keine Entschuldigung.

Was Voltaire über den „Messias“ dachte, ist bekannt. Die Stelle wird sonst in einem andern Zusammenhang zitiert.

Sulzer schrieb am 31. Juni 1751 an Bodmer jenes Urteil Voltaires über den „Messias“ (Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner, hrsg. von Körte, Zürich 1804): „Was Haller mir von den Franzosen überhaupt gesagt: Qu'ils sont trop impies pour goûter un poëme de cette nature, das habe ich an Voltaire mit der größten Gewißheit erfahren. Er wollte sich nicht nur nicht beredten lassen, die französische Übersetzung zu lesen, sondern er spottete auch darüber, daß man ihm ein Gedicht geistlichen Inhaltes vorlegen dürfte. Er sagte, er dürfe es eher nicht annehmen, bis er mir etwas von gleichem Schlage dagegen geben könne; er erwarte aus Dänemark ein Gedicht über

den Engel Gabriel und die heilige Jungfrau: sobald diese gekommen, wollen wir diese Gedichte gegeneinander wechseln. Unter Anderm sagte er mir auch die Worte: Je connais bien le Messie, c'est le fils du père éternel et le frère du St. Esprit, et je suis son très humble serviteur, mais profane que je suis, je n'ose pas mettre la main à l'encensoir." Mit dieser Anschauung Voltaires über die christlichen Epen hat Gottscheds Ansicht aber auch gar nichts gemein; und trotzdem hat er sich mit Stuß noch einmal über Voltaires Meinung herumgestritten. Stuß schrieb, Voltaire habe nichts dagegen; Gottsched zitierte sofort eine Stelle aus dem eben erschienenen „Siècle de Louis XIV" (II, p. 380)[1]: „C'est une grande erreur de penser, que les sujets chrétiens puissent convenir à la poésie comme ceux du Paganisme: dont la Mythologie, aussi agréable que fausse, aimait toute la nature" (D. N. a. d. a. G., Wintermonat 1751). Was Voltaire sagte, war natürlich ein versteckter Angriff auf die Mythen des Christentums. Gottsched merkte es nicht. Die Ergebnisse sind diese: Beide verwerfen die christlichen Epen, aber von entgegengesetztem Standpunkt. Voltaire weiß, was er will und sagt. Gottsched hat im Parteikampf völlig den Kopf verloren, will sich mit einer Autorität den Rücken decken und zerrt Voltaire in die Polemik, ohne berechtigt zu sein.[2] [3])

[1]) Bengesco I, p. 341: Dezember 1751.

[2]) Wie lange dieser Streit noch nachhallt, sieht man in M. Denis' „Lesefrüchten" (Wien 1797, II, p. 250): „Welch' Gemisch von Wahrem und Falschem in der Schilderung der Religion! Milton allein menget nicht nur die Fabel ins Heilige, ... der heilige Ludwig spielt im ganzen Gedicht einen seltsamen Heiligen."

Über Michael Denis und Voltaire: P. von Hofmann, Michael Denis, p. 298, A. 2. Die Äußerungen kommen für diese Zeit nicht in Betracht.

[3]) Ein höhnisches Wort Pyras aus früherer Zeit teilt Waniek (J. Pyra, p. 123) mit: „Gottsched verwirft Milton, weil man sich nach Voltaires Ausspruch an der Engel Charaktere nicht belustigen könne; aber nur niedrige Seelen hätten kein Vergnügen an höhern Vollkommenheiten."

Dies Wort wird ergänzt durch Verse Zachariaes in „Die Poesie und Germanien" (V, 158 ff., 1755):

V.

Die Kritik der Zeitgenossen über Gottscheds Henriadekritik.

Aber Gottscheds Haltung war oft auch in friedlichern Zeiten unklar. In seinem „Schreiben an die Critickverständige Gesellschaft in Zürich über die ‚Critischen Beyträge Hrn. Gottscheds'" (Zürich 1742) verhöhnte Bodmer den Professor Gottsched wegen des XV. Stückes der „Beyträge". Er habe noch nicht gewußt, daß Virgil und die Henriade in eine Klasse gehörten, für diese Entdeckung sei er ihm verbunden, gar wohl wüßte er aber auch, daß die Henriade von Gottsched heftig angegriffen würde. — Deshalb zitiert er die Seiten der „Critischen Dichtkunst", auf denen Gottsched abfällig von Voltaire spricht. Da hat Bodmer auf das schwankende, gar nicht abgerundete Urteil Gottscheds hingewiesen.

1747 gab G. F. Meier in Halle eine „Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst" heraus; er hat sich zum Verteidiger Voltaires aufgeschwungen. Meier spricht zuerst (p. 148) von einer Stelle in Voltaires „Essai sur la poésie épique", wo Gottsched einer Flüchtigkeit Voltaires auf der Spur zu sein glaubte. Dann aber geht er zur Kritik der Henriade selbst über und will Voltaire vor dem Vorwurf in Schutz nehmen, daß er die „protestantische Religion als eine abscheuliche Ketzerei vorgestellet habe". Voltaire habe sich für einen aufrichtigen Papisten ausgegeben, wie wolle man ihm verdenken, daß er die protestantische Religion als einen Irrtum verwerfe (p. 159). Daß Voltaires Gedicht Duldung predigen sollte, scheint Meier gänzlich vergessen zu haben. — Gar wunderlich wird die Verteidigung des jüdischen Hexenmeisters. Dies

„Laß' noch zehn Arouet's das, was sie nicht verstehen,
„Und noch zehn Gottsched's mehr ihr Meisterstück erhöhen.
„Der kluge Deutsche lacht und sieht mit bitterm Hohn
„Auf Gottscheds Pralerey und seinen würd'gen Sohn."
(Ausgabe von O. Ladendorf. Zwei polemische Gedichte von F. W. Zachariae, Berlin 1913, D. L. D. 127.)

könne mit der gesunden Gottesgelehrtheit bestehen und vielleicht aus dem Beispiele der Zauberei in Ägypten bewiesen werden, welche dergleichen Wunder als Moses verrichtet. Sind es Wunder gewesen, so muß sie Gott selbst verrichtet haben. — Aber wird denn die „gesunde Gottesgelehrtheit“ auch zugeben, daß Gott Bösen durch Wunder hilft?

Meiers konfuse Einwände werden nirgends erwähnt. Der Vorwurf gegen die „übernatürliche Erleuchtung“ des Einsiedlers ist schon 1744 von C. F. Brämer wiederholt worden in seiner „Gründlichen Untersuchung von dem wahren Begriffe der Dichtkunst“ (Danzig 1744, p. 130).

Später hat M. Curtius, der Aristotelesübersetzer, eine Abhandlung herausgegeben: „Vom Erhabenen in der Dichtkunst“ (in einer Sammlung: „Kritische Abhandlungen und Gedichte“, Hannover 1760). Er meint (p. 35), Gottsched fordere zu viel, wenn er von Voltaire verlange, dieser hätte seine Zaubereien, den Protestanten zu gefallen, aus der „Henriade“ ausmerzen sollen. Es käme nicht auf den Glauben des Dichters, sondern der Nation an. Wenn Voltaires Erdichtungen, dem System und dem Vorurteilen des katholischen Frankreichs gemäß, poetisch schön und erhaben ausgedrückt seien, so seien sie auch vor dem Richterstuhl der Kritik gerechtfertigt.

Curtius stand fest auf seinem Standpunkt, der Dichter suche die Dinge „so abzuschildern, wie sie der Einbildungskraft des größten Teiles der Nation gemäß seien“. — Diese Auffassung stempelt aber die dichterische Persönlichkeit recht flach. Beachtenswert und bezeichnend für den erregten Zeitgeist bleibt es, wenn eine jegliche Polemik das religiöse Gebiet leicht zu streifen in Versuchung kam.

Sonst aber hat man Gottscheds Kritik in ästhetischen Schriften nicht beachtet. Nur in den Epen lassen sich Spuren seines kritischen Einflusses wahrnehmen. Hier hat er gewirkt; eine andere Frage ist, ob dieser Einfluß heilsam war.

VI.

Die ausländischen Kritiken seit dem Jahre 1730.

Während auf die deutschen Epen das Werk Voltaires noch wirkte, erhoben sich schon überall gegnerische Stimmen. Die ausländischen Kritiken dieser Zeit schwanken zwar noch zwischen der alten und der neuen Epoche. Über Gottsched kommen sie allmählich hinaus, da sie die Allegorien verbannen, die Verworrenheit mancher Ideen erkennen, sich des Geistes bewußt werden, in dem das Werk geschrieben wurde, und langsam wieder den Wert der alten Epen schätzen lernen.

Einmal sind noch die alten Gegner Voltaires am Werke, wie der Abbé Desfontaines, der sich so heftig und unnütz mit Voltaire herumstritt wie später Fréron, dieser typische Weltstadtliterat, der in seiner Art auch unsterblich ist (vgl. Nisard, Les ennemis de Voltaire). Desfontaines hat in seinem „Dictionnaire néologique“ sprachliche Mängel gerügt, die für unsere Betrachtung nichts ergeben (Nisard, p. 37). In der „Voltairomanie“ schrieb er: „La Henriade sera-t-elle moins un cahos éblouissant, un mauvais tissu de fictions usées ou déplacées, où il y a autant de prose que de vers, et plus de fautes contre la langue que de pages? Poëme sans feu sans invention, sans goût; sans génie.“ Diese Schimpfereien sind wertlos.

Die „Beyträge“ der „Leipziger Gelehrten Zeitungen“ künden 1738 im III. Teile (p. 109) das Erscheinen von „Lettres sérieuses et badines“ an (Haye 1737). In diesen Briefen stehe eine Kritik über die „Henriade“. Im Epos herrsche weder genug Aktion noch Verwirrung, ohne viel Gefahr und Hinderung gelange der Held zu seinem Zwecke. Die Henriade sei einmal eine Historie, deshalb schickten sich keine fabelhaften Gottheiten hinein, sie sei aber auch eine Epopoë und erfordere daher Erdichtungen, deshalb setze also der Poet an die Stelle der Fabelgottheiten allegorische. Diese (und das soll wohl ein leiser Vorwurf sein) dürften sich aber nur im Vorübergehen zeigen. — Die

Kritik ist deshalb wertvoll, weil endlich einmal der Wert der Allegorie leise bezweifelt wird.

Dann aber leben auch die kirchlichen Proteste noch fort. Die „Beyträge“ berichten von dem Jesuitenblatt „Journal de Trevoux“, es werfe Voltaire vor, er ließe Heinrich IV., Elisabeth und andere Personen gut calvinisch vom heiligen Stuhle zu Rom und der Verfolgung der Ketzer reden, ohne sie gehörig zu widerlegen („Beyträge“ IV, 7, 1739, 5. Stück, p. 74). Der Parteikampf um Voltaire wurde gerade in diesen Jahren immer heftiger und ein klares Urteil immer seltener. Auch die Anhänger lassen sich zu seltsamen Ausbrüchen der Bewunderung des Dichters Voltaire verleiten, während der Philosoph und Satiriker in dieser Zeit fast nur angefeindet wird. Oft ist derselbe Mann ein Schwärmer für den Dichter, ein Gegner des Satirikers, wie Mauvillon, der 1740 sein berüchtigtes Buch schrieb: „Lettres françaises et germaniques“ (Londres 1740). Er singt einen Hymnus auf die „Henriade“ (p. 213 ff.): „Son but est d'instruire par de solides réflexions, tandis qu'il amuse par de belles images et qu'il charme l'oreille par l'arrangement sonore de ses vers.“ Er ist einer jener vorsichtigen Rationalisten und lobt Voltaire, weil er sich gehütet habe, seinen Helden in Aberglauben verfallen zu lassen. Es ist nicht unmöglich, daß Gottsched seinen zitierten ähnlichen Satz aus Mauvillons Buch in seine Vorrede zum „Hermann“ herübernahm (s. o., p. 40). Für Mauvillon ist die Henriade „un chef d'œuvre“, besser als Tasso, Ariost, ja Homer und Virgil. Die Liebesepisode im IX. Gesang, die doch wirklich nur nachempfunden ist, reißt ihn zu größtem Lobe hin. Auch er gerät in Verzückung über den milden Heinrich und sagt: „je n'apperçais dans Achille qu'un Gladiateur féroce, un Barbare, qui non content de la défaite de son Ennemi, exerce encore mille indignités sur son cadavre, qui ne devait exciter en lui que de la pitié“ (p. 218). Mauvillon ist ein entschiedener Gegner der Antike und zieht eine Reihe von Parallelen. Homer ist ihm ein Wilder, während Voltaire ein Dichter und Philosoph ist, der niemals die

Grenzen der Natur und der Vernunft überschreitet. Aber immer kommt Mauvillon wieder zurück auf Heinrichs Milde und Demut („clémence et humilité). So dachte diese Zeit. Liest man diese Kritiken, verwundert man sich nicht über die begeisterte Aufnahme der „Idyllen" Geßners in Frankreich. Marmontels schwungvolle Vorrede von 1746, die Vorreden von Friedrich II. nnd Cocchi zur „Henriade" atmen denselben Geist (Beuchot hat sie gedruckt: VIII). Noch 1763 gab Marmontel in seiner „Poétique française" zwar zu: „Ce but de la Henriade est le même en un point que celui de la Pharsale"; aber Lucan wie Voltaire verkündeten große Wahrheiten, der eine verdamme die Schrecken der Bürgerkriege, der andere den Fanatismus und den Aberglauben: „ces deux tisons de la discorde, ces deux fléaux de l'humanité." F. M. Grimm hat in der „Correspondance littéraire" (Paris 1813, Longchamps) noch auf diese Worte Marmontels aufmerksam gemacht (IV, avril 1764, p. 74): Die Henriade sei eine Kopie nach der Aeneis, wie diese nach der Ilias. „Cela ne l'empêchait point d'appeler Virgile divine, et de regarder M. de Voltaire comme le poète le plus séduissant de la France; mais il croyait que pour faire un poëme épique qui méritât l'épithète d'original, il faudrait commencer par créer un système merveilleux différent de celui d'Homère et que les êtres allégoriques que les modernes avaient mêlés dans leurs compositions étaient de tous les êtres merveilleux les plus froids et les plus insupportables."

Der Kampf gegen die Allegorie, der im „Laokoon" seinen Höhepunkt und Abschluß findet, zieht sich durch alle Länder. Schon Rolli hatte seine Stimme erhoben, St. Hyazinthe folgte ihm. Seine Kritik ist schon einmal erwähnt worden. Es handelt sich um neun Briefe, die in den „Voltariana" (1738) stehen. Dort befindet sich noch eine ironische „Palinodie" auf die Schlacht bei Fontenay (p. 257). Sie beginnt:

„Oui je dis que la Henriade
„Est au dessus de l'Iliade;
„Que nul n'a mieux chanté que moi
„La bataille de Fontenoy."

St. Hyazinthes „Critique de la Henriade“ ist sehr lang, und es muß ihm schon etwas daran gelegen sein. Er hält Voltaires Epos Boileaus „Lutrin“ lobend entgegen und wirft ihm Ruhmsucht und Eitelkeit vor (I). Dann geht er glücklicherweise ernstlich auf die „Fabel“ ein und sagt: „il a été écrit pour être lû.“ Diese Worte sind gar nicht übel. Er weist Voltaire auf seine wechselnden Angaben über seine Absichten hin (II), und nennt das Erscheinen des Greises und des heiligen Ludwig „maigre, petit, mal consu“. Das Auftreten der „Discorde“, ihre Verbindung mit der „Politique“ findet er unmotiviert und fährt plötzlich auf: „Quelle nécessité que la France ait un Poëme épique.“ (Vielleicht dachte er an die Worte Malezieux'.) (III). Die Charaktere hätten „rien de piquant, de rare, de nouveau“, nur die Gestalt des Fanatikers Jacques Clément gefällt ihm (IV). Für die Sprache und die Erzählungsart findet er Lob, vor allem rühmt er die Schilderung von Colignys Tod (V). Es folgt nun ein Kapitel über den Stil, ein anderes über „les Portraits“ und ein drittes über die „Versification“, in dem er sich den Tadel der Monotonie nicht erspart. Er faßt seine Ansichten zusammen: „un ouvrage, où il y a plus d'esprit que de génie, plus de brillant que de richesse, plus de coloris que de dessin plus d'Histoire que de Poésie.“ Im letzten Kapitel (IX) wendet er sich kurz gegen den „Essai sur la poésie épique“ und sagt: „il a fait ce Poëme avant de savoir les règles et ensuite il veut faire des règles sur son Poëme et pour cela renverser toutes les idées communes, par un Paralogisme farci d'une Erudition étincelante, jetée rapidement pour en dérober le faux. — Qu'il mette en Vers son Histoire de Charles XII, il aura donc fait un Poëme Epique.“ Dies Urteil ähnelt ja dem Gottscheds sehr, aber wir dürfen trotz des oft gehässigen und zwar persönlich gehässigen Untertones der Kritik nicht vergessen, daß er überlegener als der Leipziger die Kernlosigkeit des Epos sah, die allegorische Darstellungsweise angriff und überhaupt eine geschlossene Kritik gab, wenn sie auch gerade als Musterbeispiel für „positive“

Kritik nicht geeignet scheint. Sehr lobenswert ist die Ausscheidung religiöser Anschauungen. Die Kritik schreitet allmählich dazu, sich selbständig zu machen. Man muß auch auf diese Momente achten, da sich doch in dieser Zeit die künstlerische Kritik ausbildet, und man vielleicht sogar diese Jahrzehnte „das Zeitalter der Kritik“ nennen darf.

Batteux hat 1746 eine „Parallèle de la Henriade et du Lutrin“ geschrieben. Auch er vermißt die Grundidee (p. 17): il (V.) faisait des Tableaux et des Vers à propos d'Henri IV, il les liait comme il pouvait et quand il en eu fait un nombre passable, il les compte et mit en titre: „Poëme épique“. Auch er sagt (p. 61): „il a fait ce Poëme avant de savoir les règles“, den Essai solle Voltaire nennen: „Apologie de ma Henriade.“ Die Wundergeschichten stimmten nicht mit den Regeln überein (Greis, St. Louis, Cupido, Zwietracht). Zuletzt aber lobt er die Harmonie, den Aufbau, das Feuer, die Symmetrie, und fordert Voltaire auf, nun seine Fehler zu verbessern.

Die Kritik ist noch ganz im alten Stil gehalten, aber sie ist wenigstens sachlich. Nur später hat der Abbé wie Curtius gesagt, Voltaire habe für katholische Leser geschrieben, dies rechtfertige die Erscheinung St. Louis. Tadelnswert sei nur die allegorische Darstellung („Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz.“ J. A. Schlegels Übersetzung, 1759, p. 458).

1741 erstaunt Le Brun in einem Kommentar (Remarques sur la Henriade, p. 116) über die Wundergeschichten, die doch Voltaire im „Essai“ verdammt habe.

Die „Correspondance littéraire“ ließ sich zuerst nicht von ihrer Bewunderung abbringen. Wenn die Henriade heute erschiene, würde es ihr an Lesern nicht fehlen, meint sie 1753 (Ausgabe: 1813, Paris, Longchamps I, p. 48) und 1753 heißt es noch einmal, die Henriade gehöre zu den Werken, „qui seront sans doute immortels“ (I, p. 98). Aber drei Jahre später fällt sie ein weniger allgemeines, anerkennendes Urteil: „Mr. de Voltaire, du moins dans la poésie épique manque totalement de la partie de l'invention.

La Henriade, poëme unique et national, est en ce point une imitation servile de l'Énéide et des autres èpopées" (1756, II, p. 9). Eine neue Zeit bricht an. Rousseau schreibt schon. Die deutschen Dichter dringen in Paris ein. Im nächsten Jahre wird bei Roßbach der Untergang des „Siècle de Louis XIV" bestätigt.

Zwar Diderot hatte noch 1754 viel von der „Henriade" gehalten (Rosenkrantz, Diderot p. 103). Aber 1764 spricht die „Correspondance" ausführlich von Marmontels Kritik (s. o., p. 57).

Nur die Kleinen dürfen nicht im Reigen fehlen, und sie gebärden sich am lautesten. 1769 veranstaltete Fréron eine Ausgabe der „Henriade" des Poeten Loysée de Sébastien Garnier (gedruckt 1593/94), um Voltaire zu ärgern und ihn fälschlich des Plagiates zu beschuldigen („Correspondance" VI, p. 479). In demselben Jahre fragte La Beaumelle in seiner Henriade-Ausgabe höhnisch, welches denn nun eigentlich die Idee sein sollte, und rief aus: „il fit des vers sur Henri IV et il crut avoir fait un Poëme épique." Im Kommentar (p. 303) zitiert er ein Wort Desfontaines aus dessen Aufsatz: „Discours sur l'Éneïde": die Reise nach England sei „chimérique".

In Italien gingen sie viel schärfer vor. Baretti ist es vornehmlich gewesen, der das Werk unmöglich gemacht hat; es fehle ihm an Erfindung, und das Meiste sei Homer, Virgil, Ariost und Tasso entlehnt (Bouvy, Voltaire et l'Italie, p. 184). Auch Casanova (Bouvy, a. a. O., p. 185) schrieb: „Où est dans la Henriade l'art divin qui passionne et qui émeut?" — Und Denina sagte 1767 (Bouvy, a. a. O., p. 186): „Les personnages allégoriques ne sont ni beaux ni intéressants."

Die Italiener waren durch Voltaires Kritiken über Dante und Tasso, weniger über Ariost, tief gekränkt und entschlossen sich schnell zur Verwerfung der „Henriade".

In England respektiert Warton noch die Henriade, aber mit Miltons Werk könne sie sich nicht vergleichen (Essai on the Writings and Genius of Pope, Bibliothek der

schönen Wissenschaften und freien Künste, IV, p. 636, besprochen von Mendelssohn).

Eine ausführlichere Kritik gab 1760 H. Home in seinen „Grundsätzen der Kritik“ (übersetzt von J. N. Meinhard 1772). Er staunt über Voltaires gute Urteile im „Essai“ und die Fehler in der Henriade (II, p. 422). Schon allen diesen Leuten schien der reflektierende Voltaire wertvoller zu sein als der dichterisch schaffende. Home wendet sich gegen die Allegorien, sie seien in einem neuzeitlichen Epos unerträglich. Er verwirft das Erscheinen des heiligen Ludwig, meint, die Liebesepisode leide an der „mishelligen Mischung der Allegorie mit dem Wirklichen“, und glaubt, der Henriade kein langes Leben mehr geben zu können. Nur der Übersetzer macht schüchtern eine Anmerkung und spricht von der „Harmonie“ und dem „Feuer der Versifikation“.

Aber diese Äußerung hilft nichts. Es steht fest, daß etwa seit Beginn des siebenjährigen Krieges im Ausland der Ruhm der Henriade erbleicht. Und welch merkwürdiger Zufall! In denselben Jahren arbeitet Voltaire an der „Pucelle“, macht sie druckfertig und läßt sie erscheinen.

VII.

Die deutschen Kritiken nach Gottsched.

In Deutschland rüstete man sich schon früher mit aller Entschiedenheit gegen die Anerkennung des Epos, mochte auch Gottsched immer noch Lobsprüche wissen und seine Schüler das Werk ausschreiben. Albrecht von Haller hat 1734 einen „Sermo Academicus“ gehalten (L. Hirzel, Albrecht von Hallers Gedichte, Frauenfeld 1882). Er tritt für die Alten ein, lobt besonders Virgil (p. 385 f.) und klagt, daß bei den heutigen Dichtern selten geworden seien: „elegantia et castitas in dictione, in imaginibus sobrietas, in omnibus brevitas ad suos fines properans.“ Über Voltaire fällt er das schlimmste Urteil: „in Aroueto nihil proprium“ (p. 386). Den Historiker Voltaire nennt er einen Fabulisten (p. 387). (Das Urteil gilt wohl der Geschichte Karls XII.)

Bodmer hat 1740 in der „Critischen Abhandlung vom Wunderbaren“ Voltaires allegorische Personen in der Henriade scharf getadelt, da sie mit dem menschlichen Geschlechte keine Gemeinschaft hätten, sondern Schatten und Hirngeburten wären (p. 153). Weder Kunst noch Arbeit habe er an seinen Palast der Liebe (IX. Ges.) gewendet, den er mit „zweyen Worten vollende: un vieux palais“. Hier beruft er sich auf Rolli; wie Rolli für Tasso, so schlug Bodmer für Milton auf die Henriade los.

Der Kampf für Milton und später für Klopstock wurde so heftig, daß man in diesen Kreisen die Henriade fast vergaß. Nur der Eine — Klopstock — hat unermüdlich das Epos verfolgt.

Er hatte 1745 in der Abschiedsrede zu Pforta über die „Henriade“ gesprochen. Diese Äußerungen zeichnen alle spätern vor, so daß man nicht glauben darf, er habe später in Voltaire den gefürchteten Rivalen angegriffen oder sich durch Voltaires Urteil über sein Gedicht zur Gegnerschaft hinreißen lassen. Der Gegensatz liegt tiefer. Der allgemeinen Stimmung folgte er wohl nur, wenn er Voltaires abfälliges Urteil über den Telemach für Neid erklärte. Das war damals fast Mode geworden, man liebt es ja, die schlechte Eigenschaft eines Menschen geradezu ins Groteske zu übertreiben besonders, wenn man den Menschen nicht leiden kann. Aber Klopstock ist der erste Deutsche und, wie wir jetzt sehen, der erste Europäer überhaupt gewesen, der gesagt hat, Voltaire habe zwar die meisten Regeln beobachtet, aber gerade die höchsten vernachlässigt, welche Erhabenheit fordern und aller Mittelmäßigkeit feind sind. Ob Klopstock schon damals Rollis Kritik gekannt hat, ist zweifelhaft. So bewußt kann aber auch Rolli der Gegensatz nicht geworden sein.

Die Henriadekritik nimmt einen großen Raum in dieser Rede ein. In seiner Einleitung hatte Klopstock ein Epos der Erde verglichen, während die übrigen Gedichte nur Teile der Erde seien (p. 104, zitiert nach der Ausgabe von Freybe). Den Heldendichter achte er wie

einen himmlischen Genius (p. 106). Da wird uns für Voltaire schon bange. Klopstocks Ausdrücke versteigen sich zu hohem Schwung, Klopstock selbst kommt sich wie ein Wanderer vor, der über die höchsten Gipfel schreitet, von der Höhe der Britannier zu den Galliern herabschreitet, deren Geist fein und leicht, aber selten erhaben sei. Fénelon bedenkt er noch mit Lob, aber von Voltaire will er leise reden, denn sein Epos könne man weder bestaunen noch bewundern. Der Gegensatz wird klar, wenn er sagt: die Henriade ist überall wahrscheinlich, hier und da sei etwas, wodurch sie erhebe, ein Leser von deutschem, feurigem und erhabenem Sinne und Geist (denn das sei deutsch) werde zwar sagen, alles das sei schön und angenehm, allein er werde es nur kalt und schläfrig sagen. Er schließt mit einem Urteile Rapins über die[1]) Franzosen, das gleichsam Voltaires Bild vollenden soll, und im Grunde nur eine Wiederholung seiner eigenen Kritik ist, ohne daß Klopstock sein Urteil nach Rapins Worten bildete. Das Wort ist vorzüglich — nur einseitig, denn weshalb sollen die Franzosen in ihrer Art nicht auch Wertvolles schaffen können. Und immer sind die Franzosen auch nicht so vorsichtig geblieben. Rapin sagte: „Wenn wir (Franzosen) auch bis aufs Äußerste auf unsern Geist und die Feinheit unsers Nationalgenius stolz sind, so hat unsere Seele doch nicht Salbung und Stärke genug, große Gedanken hervorzubringen. Wie gern und sehr wir uns mit Kleinigkeiten abgeben, läßt sich kaum sagen, aber sobald wir uns an das Höhere machen, so erschlaffen wir. In unsern Werken ist kaum ein Schatten von jener Dichtkunst sichtbar, in der Homer und Virgil so ein vollkommenes Muster hinterlassen haben.“ Von Klopstock wahrlich trefflich zitiert, für die „Henriade“ ist der Nagel auf den Kopf getroffen, man könnte sie nicht besser charakterisieren. Ob diese Worte aber für manche Werke

[1]) Über Rapins Wort gibt Aufschluß: Muncker, Über einige Vorbilder für Klopstocks Dichtungen. (Sitzungsberichte der K. B. Akademie der Wissenschaften, München 1908, 6. Abhandlung, p. 10.)

des 19. Jahrhunderts noch gelten, darf man wohl bezweifeln.

Von jenem Briefe an Bodmer abgesehen (Muncker, Klopstock, p. 209)[1], hat sich Klopstock nur noch in Epigrammen geäußert. Eine Nachricht Cramers muß man zwar noch berücksichtigen. Dieser erzählt in seinem Klopstockbuche (I, p. 137), dem Dichter sei schon der Alexandrinervers an sich „unausstehlich einförmig und ermüdend vorgekommen". 1752 schreibt Klopstock ein Epigramm: „An die Franzosen" und stellt der „Henriade" höhnisch ihre deutschen Ebenbilder, jene sächsischen Epen, gegenüber, die damals wie Pilze aus der Erde schossen. Die Henriade steht ihm hier einmal immer noch höher als die deutschen Stümpereien.

In demselben Jahre erwähnt er „Heinrichs Sänger" in der Ode „An Gleim". Cramer belehrt uns aber (III, p. 403), diese Bezeichnung habe mit Voltaire nichts zu tun.[2])

[1]) Klopstock schrieb an Bodmer (28. 2. 1750): Tscharner könnte vielleicht seinem Werke die Widmungsworte vorsetzen: „Aux deux grands amis, Frédéric, roi de Prusse, et Arout de Voltaire, auteur de la Henriade". — Dem Dichter muß es doch wohl ernst mit diesen Worten gewesen sein und nur abfällig war ja auch das Urteil über die Henriade in der Abschiedsrede nicht gewesen. Klopstock wiederholt seinen Einfall in einem Briefe an J. G. Schuldheiß (17. 4. 1750. Briefe von und an K., hersg. von Lappenberg, p. 32).

[2]) „Heinrichs Sänger steht hier für den deutschen Dichter überhaupt so, wie Ludewigs Sänger den französischen Dichter anzeigen könnte. Einige haben Heinrichs Sänger hier von Voltaire erklärt. Ich verstand es ehemals von Klopstock selbst, der einst vorhatte, Heinrich den Vogler zu besingen; weiß aber aus seinem eigenem Munde, daß man es vom deutschen Dichter überhaupt nehmen soll."

Sinnzerstörend ist diese Erklärung wirklich nicht.

Der redselige Cramer erzählt noch eine Anekdote (wieder abgedruckt bei Freybe a. a. O., p. 128), Klopstock habe ein paar Verse getadelt, in denen Voltaire mit sehr „tournierten" Phrasen Heinrich IV. der Elisabeth sein „compliment pour prendre congé" machen ließe, und die ihm selbst am Ende doch so überschwänglich fade gedünkt hätten, daß er sie in den spätern Ausgaben der Henriade ausgestrichen habe. „Aber o! des Versemannes, dem solche Schalheiten auch nur als erster

Später hat sich dann Klopstock in dem Epigramm „Henriade“ über das Kunterbunt lustig gemacht (1774 in der „Gelehrtenrepublik“). Ein großer Aufwand von Geistern und allegorischen Personen werde in der „Henriade“ vertan. 1778 fällt ihm „Malezieux' Meinung“ ein, über die schon gesprochen wurde (s. o. p. 1, 4). Im Epigramm „Der Ersatz“ nennt er Voltaire „erfindungsarm im Gedichte, Verschwender in der Geschichte“. Ein Urteil, das einem oft begegnet (Hyazinthe und Haller, s. o. p. 58, 61). Dann folgt das Epigramm „Vorlesung der Henriade“. Der Rhapsode liest und liest, während die Hörer alle fliehen: „so hatte zum Schwunge seiner Künstelei brennendes Stroh ihn entflammt.“

Sogar noch 1793 hat Klopstock in dem Epigramm „Die Wunderkur“ die Maschinerie eines Epos verhöhnt: „Neben dem Helden im Epos sind allegorische Götter Kinder, die, was sie auch tun, unteilnehmend wir sehen.“

Mit Boxberger darf man wohl annehmen, daß sich der Pfeil gegen die Henriade richtet (Boxberger, Klopstocks Werke, V, p. 585, Berlin, Hempel).

Aus späterer Zeit (1796) haben wir noch eine Äußerung über die „Henriade“ (Klopstocks sämtliche Werke, Leipzig 1855, IX, p. 273). Wiederum macht er sich über das Kunterbunt der Allegorien lustig und läßt jemanden fragen: „Wer hat die Henriade gemacht?“ — „Voltaire.“ — Nun fragt Klopstock: „Wer ist das?“ Ironisch lautet die Antwort: „Ein französischer Dichter, welcher das starke Wort Genie unter seiner Nation einführte, damit, wer von seinen Werken redete, sich richtig ausdrücken könnte. Den Franzosen war gleichwohl, zu La Fontainens und Molièrens Zeit, esprit oder Geist genug gewesen.“ — Hamel hat diese Äußerung Klopstocks in Beziehung zum Epigramm „Gespenstergeschichte“ gesetzt (Klopstocks Werke, hrsg. von Hamel, K. D. N. L., Bd. 47, III, p. 244 A.). In dieser Grabschrift heißt es, Voltaires

Wurf in die Feder fließen können! — Beuchots Variantenapparat enthält keine Stelle, die sich auf diese Worte beziehen könnte.

Geist sei erschienen, jedoch könne dies nicht gut möglich sein, da er ja nur esprit gehabt habe. Das Wort „génie“ findet sich bei Voltaire zuerst im „Essai sur la poésie épique (I. chapitre): „Homère, Virgile, le Tasse, Milton n'ont guère obéi à d'autres leçons qu'à celles de leur génie.“ An diese Stelle mag Klopstock wohl gedacht haben. Wie hätte es ihn aufgebracht, wären ihm Gleims Worte bekannt geworden: „Nur die gallischen Dichter scheinen Genie zu haben“ (an Jacobi, 16. XI. 1767). In diesen Kreisen ist das Epos noch lange sehr hochgehalten worden. Über eine schlechte Übersetzung führt Jacobi Klage, der am 25. X. 1767 an Gleim schrieb: er sei in einer Gesellschaft gewesen und neben ihm habe ein Magister gesessen. „Er sah ganz finster aus, denn er hatte Reichards Henriade vor sich, bey deren Anblick einmal einer unserer Liebesgötter krank wurde.“ [1]) Gegen Voltaire selbst scheint Jacobi nichts zu haben, denn er fährt fort: „Ich schlich mich auf deines Freundes Stube und freute mich, da die Bildnisse des Voltaire, des Rousseau und (—) der Clairon zu finden“ (Gleims sämtliche Werke, III, p. 68. Carlsruhe). Die Zusammenstellung ist ein bißchen merkwürdig, aber auch charakteristisch für die Macht des französischen Theaters.

Ein Kopf wie Johannes von Müller hielt noch 1782 viel von der Henriade (an Gleim, Cassel, 19. II. 1782). Gleim antwortet ihm (24. II. 1782): „Der ist ein Duns, wie einer gewesen ist von Popes Dunsen, der die Henriade nicht schätzt wie die Messiade.“ Ja, er spricht von der „Einfalt“ des Stiles, nur die Allegorien (ein Fortschritt!) finden sein Mißfallen.

Aber sonst findet sich keine Stimme mehr für die „Henriade“. Klopstock hatte sie vertrieben. Hatte Gott-

[1]) Über Reichard: Meusel XI, p. 103: „Von Voltaires Henriade übersetzte er die 5 ersten Bücher. Magdeburg 1766, 8°. Hieran hat er keinen weitern Antheil, als daß er die alte Übersetzung verbessert und einige Anmerkungen hinzugefügt hat; der Verleger Hechtel hat ohne sein Wissen seinen Namen auf das Titelblatt gesetzt.“ Ein Exemplar dieser Übersetzung war nicht aufzutreiben.

sched nur die Stellen angegriffen, in denen sich Voltaire wider die strengen Regeln „versündigte“, so verurteilten die Schweizer und Klopstock das Konventionelle, Nachempfundene und Unechte. Sie verlangten Farbe, nicht Linie, und ließen die Phantasie walten. Aus ihnen redete nicht der Schriftsteller, sondern der Dichter. Die Tendenz in der „Henriade“ mußte rasch verblassen. Eine starke Gefühlswelt wird lange bleiben, wenn sie auch zu Extremen neigt.

Voltaire schrieb in einer alten Zeit. Jetzt wurde man wieder jung und lehnte sich auf. Neben Klopstock steht Hamann mit seinem mächtigen Einfluß auf die junge Literatur in Deutschland.

Hamann erklärte spöttisch: „Daß die französische Sprache selbst zur epischen Dichtkunst aufgelegt ist, möchte eher einigen Vaudevillen als der Henriade anzusehen seyn“ (Schriften, hrsg. von F. Roth, Berlin 1821, II, p. 148).

Hamann war ein zu großer Antipode Voltaires, um ihm gerecht werden zu können. Aus allen seinen Äußerungen geht hervor, daß es ihm gar nicht einfiel, Voltaire begreifen zu wollen. Romantik und Realismus standen sich schroff gegenüber, und es gab keine Versöhnung zwischen ihnen. So gerät Hamann mit Voltaire über die Religion in bitterste Feindschaft. Gottsched hatte im Streit um die christlichen Epen immer auf Voltaires Stellung zur Religion in der „Henriade“ hingewiesen. Voltaire selbst hatte 1730 geschrieben: Die einzige Idee seines Werkes sei die Religion (s. o. p. 4). Voltaire verstand schlechthin ihre praktische Bedeutung: Moral. Toleranz war ihre größte Pflicht. Von religiöser Sehnsucht hat Voltaire nie etwas empfunden. Hamann schrieb: Man stritte sich darüber, was Voltaire unter Religion verstehen möchte, die er für den Eckstein der epischen Dichtkunst erklärt habe. „Man mag die Freiheiten der gallikanischen Kirche oder die Schwefelblumen des geläuterten Naturalismus dafür ansehen: so werden beide Erklärungen der Einheit des Verstandes keinen Eintrag thun“ (II, p. 277).

Der ästhetische Gegensatz enthüllt sich, sobald auf Homer die Rede kommt, der für Hamann der einzige Heldendichter ist. Er kennt nur eine „alte Poesie für rechte, männliche Leser“: Homer — und eine „neue oder französische Poesie für weibische und kindische Leser“: Henriade (III, p. 109). Sind diese Sätze nicht eine Vergröberung jener Sätze Rapins, die Klopstock zitierte? (s. o. p. 63). Herder zählt noch 1764 in einer Reihe her: „Die Homere, die Ciceronen, die Voltaire, die Popens“ („Über den Fleiß in mehrern gelehrten Sprachen“, Suphan, I, p. 6). Aber schon im folgenden Jahre schränkt er sein Urteil ein und spricht nur von „einigem Verdienste“, Voltaires (Suphan XXXII, p. 27).

Von Herder zum Sturm und Drang und Goethe führt kein langer Weg. Die religiöse Sehnsucht ist wieder erwacht, der Sprachsinn und das Verständnis der Antike geboren. Der rasende Ajax wirkt nicht mehr komisch, die Helden schreien auf.

Voltaire verlangte Fesselung der Instinkte und Verachtung der Naturkraft, die Stürmer entfesseln alle Leidenschaften, und ihr Größter ruft aus: „Natur, Natur! Nichts so Natur als Shakespears Menschen!“

Und die „Henriade“ muß sinken, nachdem sie längst altersschwach und verlassen war.

Und sinken müssen auch Voltaires Dramen, er sah nicht umsonst in Shakespeare seinen Antipoden. Lessing, dem für die „Henriade“ nach Klopstock nichts mehr zu tun übrig blieb, opferte seinem Shakespeare den Dramatiker Voltaire.

Aber derselbe Lessing hält zum Satiriker Voltaire:

„Denn was er sonst ans Licht gebracht,
„Das hat er ziemlich gut gemacht.“

Und dieser Satiriker Voltaire wird bleiben.

Die Polemik gegen Voltaires Dramen vor Lessing und Gerstenberg in Deutschland (ein Überblick).

Gottsched war starrkonservativ, fesselte die Persönlichkeit und verkannte das Gesetz vom ewigen Wechsel, obwohl er bitter an ihm leiden mußte.

Er stand auf der Seite des Dramatikers Voltaire, ließ Übersetzungen machen und veranstaltete Aufführungen. Die allgemeine Stimmung war für den Dramatiker Voltaire. Ein Brief Ramlers an Gleim (20. V. 1745) beweist die Kritiklosigkeit mancher Zeitgenossen: „Lese ich Miltons ‚Verlorenes Paradies', so will ich ein Heldengedicht anfangen; lese ich Alziren, Caesarn, Mariannen, Caton, so will ich Trauerspiele machen" (C. Schüddekopf, K. W. Ramler bis zu seiner Verbindung mit Lesing, p. 10).

Gottscheds Angriffe haben mit dramaturgischen Grundsätzen wenig zu schaffen. Böses Blut machten schon 1719 die Angriffe auf das Priestertum im „Oedipe", der in der Behandlung der Liebesszenen einen Fortschritt bedeutete. Ästhetisch wußte Gottsched gar nichts zu sagen. 1760 hieß es im „Standlexikon" (p. 1194): „Voltaire hat die Gottlosigkeit in den Lästerungen des Oedipus aufs höchste getrieben." Schon 1754 hatte er im 8. Hauptstück der Batteuxausgabe (§ XI) bemerkt, weder Voltaire noch Corneille noch La Motte reichten an die ungezwungene Natur der Griechen heran. — Diese Bemerkung war nicht übel. — Weiter heißt es aber, Voltaire treibe als ein Freigeist im „Oedipus" die Gotteslästerungen aufs höchste. Das sei alles, das er vor den andern zum voraus habe. — Im § XII schrieb Batteux, der Oedipus habe nur erzwungene Schönheiten,

die der Verfasser gewählet, aus Furcht, ein Abschreiber seiner Vorgänger zu sein; da meinte Gottsched, Voltaire sei in Fehler geraten, weil er ganz was Neues machen wollte. — Diese Bemerkung ist für Gottsched außerordentlich charakteristisch. — Dem großen Streit um den Oedipus blieb Gottsched fern, er selbst hatte ja in der „Dichtkunst" Voltaires Vorwürfe gegen Sophokles wiederholt (II. Auflage, I, p. 207 ff.). Die Verteidigung des Sophokles übernahmen in Deutschland die Schweizer, die sich dem Italiener Calepio anschlossen, der schon in jungen Jahren mit einer „Apologia de l'Edipo di Sofocle contra le censure de Signor di Voltaire" (1720) hervorgetreten war. Diese Abhandlung wurde in deutscher Übertragung gedruckt in der „Sammlung critischer, poetischer und anderer geistvollen Schriften, zur Verbesserung des Urtheils und des Witzes, in den Werken der Wohlredenheit und Poesie. Zweytes und drittes Stück. Zürich, bey Conrade Orell und Com. 1741, 1742." Über Calepio sprachen die „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmacks", Halle 1743, 2. Stück (p. 60): „Dieser Meinung sind wir auch." Sie wiesen auf die Ähnlichkeit dieser Abhandlung mit einer französischen hin, die 1719 in der Zeitschrift „Europe savante" erschienen war (Juillet, Article I). Dort befindet sich auch eine interessante Zusammenstellung von 12 Schriften, die [1]) sich mit dem Drama beschäftigen: manche tadeln die Verse, andere die Charaktere, diese die Technik und jene die Verstöße wider die Regeln. Auch eine Parodie wird erwähnt und noch eine Schrift, die Voltaires Angriff auf die Alten in seiner Vorrede abwehrt. Auch die „Europe savante" tadelt Voltaires Gottlosigkeit: „l'auteur moderne a semé sa Pièce de traits d'impiété, et n'a rien emploié pour corriger les mauvaises impressions qu'on peut tirer. Depuis Dimas jusques à Oedipe, tout le monde insulte les Dieux; et l'ancienne Thebes religieuse jusques

[1]) Eine Aufzählung findet sich auch in den „Leipziger Gelehrten Zeitungen" 1719, September, p. 607.

à la superstition, n'était à en croire M. Arouet, que le séjour de gens désespérez et remplis d'Athéïsme.“ [1])

Es kann möglich sein, daß Dubos unter dem Eindruck des „Oedipe“ folgende Sätze schrieb: Es sollten niemals unter irgendeinem Vorwande Gottlose auf der Bühne erscheinen, die eine feindliche Tollkühnheit gegen die Religion überhaupt vorbrächten. Ausgenommen seien diejenigen, die sich gegen eine solche Religion wenden, die Menschenwerk ist. Als Beispiel nennt er Polieuct. Gegen den Oedipus hätte er demnach nichts einwenden können (Dubos, Réflexions critiques sur la poésie, la peinture et la musique, zitiert nach der deutschen Ausgabe 1760, Kopenhagen, 15. Abschnitt, p. 111). Gottsched hat sich jedenfalls von ihm nicht beeinflussen lassen. Auch sein hochverehrter Riccoboni hat nicht auf ihn gewirkt. Dieser trat energisch für den Oedipus ein! („Von der heutigen Tragödie“, a. d. Fr. übersetzt von J. F. Mayen: Eigene Schriften und Übersetzungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, 1734, p. 511). — Wahrscheinlich wird Gottsched rein gefühlsmäßig geurteilt haben.

Diesen Vorwurf der Gottlosigkeit hat noch Lenz in seinen „Anmerkungen übers Theater“ (Leipzig 1774, p. 50 f.) erhoben.

Ein anerkennendes Urteil für die Griechen fand Gottsched noch einmal, als er von „Merope“ schrieb (1756, Das Neueste aus der Anmuthigen Gelehrsamkeit, Hornung, p. 114): „Darinnen ist nämlich des Maffei Merope der voltairischen überlegen, daß jene der griechischen alten Wahrscheinlichkeit näher kömmt, die letztere aber weder die alte noch die neuere erreicht.“ — Die Streitigkeiten in frühern Jahren teilte er mit, ohne entschieden Partei zu ergreifen. Weder Lessings noch H. L. Wagners Kritiken werden von Gottsched vorbereitet. — 1747 brachte

[1]) Den Angriff der „Halleschen Bemühungen“, der zugleich ein versteckter gegen Gottsched war, erwähnt, wie ich am Schluß meiner Nachforschungen sehe, E. Thyssen in seiner kürzlich erschienenen Dissertation „Chr. Mylius“ (Marburg 1912, p. 162f.). Über Calepio und Bodmer vgl.: J. J. Bodmer, Denkschrift zum 200. Geburtstag, Zürich 1900, p. 275.

er die ganz witzige Satire eines Franzosen: „La naissance de Clinquant et de sa Fille Merope. Conte allégorique et critique, 1744.“ Voltaire wird gehörig verspottet. Die Art erinnert etwas an Breitingers „Mütze“. Es war gar kein schlechter Einfall, die Feenmärchen als Vorwand für Satiren zu nehmen. — Gottsched bemerkte nur, es sei Voltaires Fehler gewesen, nicht aufrichtig eingestanden zu haben, wie sich die Tatsachen verhielten, „daß er itztlebenden neuern Tragödienschreibern ihre Gedanken und Erfindungen so frey abborget, als ob sie sein eigen wären, ein Fehler, den niemand schwerer als ein Dichter vergibt.“ — Da sprach Gottsched gewiß aus Erfahrung (Neuer Büchersaal, Leipzig 1747, Juli: V. 1. Stück, p. 65; Gottscheds Bemerkung steht am Ende).

Der „Mahomet“ hat Gottsched am längsten beschäftigt. Er kommt immer wieder auf ihn zurück. Hier war ihm wirklich einmal Gelegenheit geboten, Talent zu entfalten! Aber es lag ihm fern, wie J. E. Schlegel oder Lessing die Grundsätze aufzustellen, welche Drama und Geschichte scheiden. Vor allem aber hat er die Gotteslästerungen Mahomets nie verziehen.

Über den historischen Mahomet hatte Gottsched im 16. Stück der „vernünftigen Tadlerinnen“ geschrieben: „sein Glaube ist kein erleuchteter Glaube, er wird nicht durch Überzeugen, Lehren und Predigen, sondern mit Feuer und Schwert fortgepflanzt, und durch lauter Unwissenheit und Barbarey erhalten.“ Dann spricht er von „Bubenstücken“, einer „Partey von Räubern“ und dem „Wütenden“. Als aber Voltaires Mahomet (1741) erschien, war er wie umgewandelt. Im III. Bande des Baylelexikon (p. 716) zitierte Bayle ein Wort Vigneul Marvilles, es sei einem Skribenten nicht erlaubt, zur Ausschmückung seiner Historie Hirngespinste zu erdichten (Mélanges d'Histoire et de Littérature, tome II, p. 159, holl. Ausg.). Hierzu bemerkt nun Gottsched: Voltaire müsse sich dieser Regel nicht erinnert haben, als er den „Mahomet“ schrieb. Er nehme sich zwar den Mahomet zum Helden, dichte ihm

aber eine Tat an, die er, selbst nach des Poeten Geständnisse, niemals begangen habe. „Und was das ärgste ist, so ist es eine recht schändliche, abscheuliche Tat, da nämlich Mahomet einen jungen Menschen aufhetzen muß, aus Religionseifer einen alten Mann zu ermorden, der sein eigener Vater ist. Aristoteles (XI. Kapitel der Poetik) will, daß man in der Tragödie die Helden besser vorstellen soll, als sie sind. Voltaire aber tut das Widerspiel. Er macht sie ärger, als sie sind, und dichtet ihnen Laster an, die sie nie begangen haben. Ja, spricht er, ich mußte eine abscheuliche Tat des Religionseifers haben, um denselben verhaßt zu machen. Ich antwortete: mußte er denn dieselbe dichten? Konnte er sie nicht in den Geschichten finden? Gab es nicht unter den römischen Kaisern Verfolger genug, die nur aus Eifer für die heidnische Religion die Christen gemartert und hingerichtet? Ja, was braucht er nach Rom zu gehen? Paris selbst und seine eigene Nation können ihm Exempel genug davon geben. Er kennet sie besser, als ich es ihm sagen kann, da er die Grausamkeiten einer parisischen Bluthochzeit in seiner Henriade besungen hat.“ — Daß es Voltaire darauf ankam, seine Anschauungen über Religionsstifter darzulegen, bemerkte Gottsched nicht. Sicher geht er viel zu weit, wenn er nun schreibt: „Allein seine Nation zu schonen, dichtet er den Mahomet lasterhafter, als er gewesen, und überschreitet die Regel der gesunden Vernunft, die ihm sein so hochgeliebter Bayle eingeschärfet. Ich übergehe hier die Fehler, die er sonst wider die Regeln der theatralischen Dichtkunst begangen hat.“

Der Ton dieser „Kritik“ unterscheidet sich durch seine Schärfe auffallend von dem der Henriadekritik. Die Schuld trägt wohl nur der wachsende Skeptizismus Voltaires seit der Uraniaepistel und den englischen Briefen. Wie hartnäckig Gottsched auf der Wahrung der Regeln bestand und wie arm er an eigenen Gedanken war, beweist die Vorrede im V. Teile der „Deutschen Schaubühne“, in der er über die „Panthea“ der Frau Gottsched schrieb: „Die Verfasserin könne

sich in allen Stücken mit dem Geschichtsschreiber rechtfertigen; und hoffe, daß man es für keine Pflicht eines Dichters halten werde, Personen lasterhafter zu machen, als sie in der Tat gewesen sind, „wie Herr Voltaire solches neulich in seinem Mahomet getan hat. Vielmehr wird man sich erinnern, daß Aristoteles es dem tragischen Dichter aufgegeben hat, die Menschen etwas besser, als sie wirklich sind, zu schildern.“ — Wiederum ist es Bodmer gewesen, der Gottsched auf seine Widersprüche aufmerksam machen mußte. Er schrieb 1746 seine vernichtende Kritik der „Panthea“ und machte sich das Vergnügen, der Frau Gottsched die Entstellung der Historie vorzuwerfen (p. 41). Er wolle es „ihr aber nicht so aufnehmen“, als ob sie es für die Pflicht eines Dichters gehalten hätte, die Personen lasterhafter zu machen, als sie in der Tat gewesen wären, „wie der Herr Professor solches Voltaire wegen seines Mahomet vorgeworfen habe“.

Aber jene Vorrede in der Schaubühne bringt auch den Satz: „Die Griechen waren viel ungekünstelter als die Neuern“, und heftig wendet sich Gottsched nach Riccobonis Beispiel gegen den „Überfluß der Sentenzen, stolzen Lehrsätze und hochtrabenden Sittensprüche, womit die Helden der Franzosen auch mitten in den betrübtesten Umständen aufgezogen kommen.“ — Einen ähnlichen Vorwurf erhebt später H. L. Wagner in seiner Meropekritik. Aber das Verdienst Gottscheds wird geschmälert, denn zuerst hatte nicht er, sondern Riccoboni auf diesen Mangel der Franzosen hingewiesen, und in seinen eigenen Dramen hatte er Riccoboni vergessen.

Der Fall „Mahomet“ hat ihm keine Ruhe gelassen. Als er 1754 Batteux herausgab, kam er im III. Hauptstück § 3 in einer Anmerkung noch einmal auf ihn zurück. „Homer und Virgil bilden ihre Helden immer besser als sie gewesen seyn mögen. Corneille und Racine auch. Nur Voltaire macht seinen Oedipus und Mahomet schlimmer als sie gewesen.“ – Vielleicht sind die Betrachtungen Fontenelles über die Dichtkunst, die 1760 von Frau Gottsched übertragen wurden, nicht ganz ohne Einfluß gewesen. Es

heißt (p. 704): „Nichts ist schöner als ein Stück, allwo der Dichter alles, was der Geschichte gemäß war, beybehalten und Sachen dazu gesetzet hat, die sich gut dazu schicken. Hier scheint er nichts getan zu haben, als daß er nur die Lücken der Geschichte erfüllet und uns dieselbe besser gelehret hat, als wir sie zuvor wußten.“ — Neben Fontenelle wirkte natürlich vor allem Aristoteles.

Der „Mahomet“ hat andere nicht so stark erbittert, daß sie ganz blind für die Werte des Dramas wurden. Der Graf Cataneo verfaßte 1754 eine Schrift: „Lettres à l'illustre M. de Voltaire sur l'Edition de ses ouvrages à Dresde. A Berlin 1754.“ (p. 214): „Quoique ce bon Vieillard d'Aristote n'y eut point consenti, cependant, aussitôt qu'on va au bout de vôtre (Voltaire) intention, je ne saurais vous le reprocher comme un défaut essentiel“ ... „tout le reste de la pièce est éblouissant. C'est dommage que vous ayez attribué le Fanatisme à la Religion revelée, bonne ou mauvaise. Ne valait-il pas mieux l'attribuer à la Politique, et à l'Astronomie du Siècle?“ Moritz von Brühl sieht in Paris den „Mahomet“ und „weint wie ein Kind“ (an Gellert, Paris, 15. X. 1755). Albrecht von Haller bemerkt: „Wie prächtig und imposant ist sein ‚Mahomet‘ und viele andere seiner Schauspiele“ (Tagebücher, Ausgabe von 1787, II, p. 76).

In den Streitigkeiten zwischen Voltaire und Crébillon hat sich Gottsched für Voltaire entschieden, vielleicht weil Voltaire den stärkeren Anhang hatte. Er veröffentlichte im August 1750 eine Abhandlung du Molards (Neuer Büchersaal), die Voltaires Orest verhimmelte, und im Oktober Crébillons Orest verriß, vor allem wetterte sie gegen Crébillons Verachtung der Alten. Als ob Voltaire je großen Respekt vor ihnen gehabt hätte! — Im August hatte auch Gottsched sich schon über Formeys neue Zeitschrift in Berlin „L'abeille du Parnasse“ anerkennend ausgesprochen und sich über die Aufnahme eines Gedichtes von Piron verwundert, das in Voltaire den Verfasser des „Catilina“ verspottete, denn Crébillons Catilina sei fast aus lauter Fehlern zusammengesetzt und ein

elendes Stück, während Voltaire einen ganz neuen Catilina geschrieben habe. Crébillons Stück hatte schon 1749 im „Neuen Büchersaal“ (VIII, 4), den heftigsten Tadel erfahren — aus dem entgegengesetzten Grunde hatte Gottsched den Mahomet verworfen: Catilina werde als ein überaus tapferer Streiter vorgestellet, da er doch unter den Abschaum des menschlichen Geschlechtes zu rechnen sei. — 1760 aber wird im „Standlexikon“ (p. 351) J. J. Rousseaus Ansicht über Crébillons und Voltaires Werke zitiert: „es sei nicht gut, daß der Boshafte der Held darinnen sei. Cato und Cicero aber als alte Schulfüchse abgebildet seien.“

Über den „Catilina“ gibt es noch ein Urteil Hallers. Er findet die Fälschung unerträglich, daß Caesar im „Catilina“ zum Retter von Rom wider Catilina gemacht wird. — Hier hat er sicher recht, aber seltsam ist die Erklärung des freien Schweizers für das Vorgehen des Dramatikers, das gewiß nur auf den theatralischen Effekt zielte: „Die Frucht einer Schmeicheley des an despotischen Höfen lebenden Dichters, wo man freilich lieber des Caesarn Charakter als des Cato seinen rühmen hört“ (Hirzel, Hallers Gedichte, CCCXI, Göttinger Gelehrte Anzeigen, 1754, p. 78).

Von den Komödien Voltaire hat Gottsched nichts gehalten[1]). Im Batteux (1754, p. 56) heißt es: „Corneilles Lustspiele sind so schlecht als Voltaires seine.“

Über die „Nanine“ spricht er zuerst 1750 im „Neuen Büchersaal“ (1750, X, 1, Heumonat, p. 72): er erwähne das Stück wegen seiner merkwürdigen Vorrede, Voltaire beklage sich über eine Schrift eines Gelehrten aus Rochelle,[2]) der sich wider die „Comédie larmoyante“, zu der die „Nanine“ gehöre, wende: „er verwirft mit vielem Grunde Alles, was das Ansehen eines bürgerlichen Trauerspieles haben würde.“ „Und in der Tat (fügt Gottsched hinzu) hieße dieses den Cothurn erniedrigen und eine Art von Bastard zuwege bringen, die weder ein Lustspiel noch Trauerspiel seyn würde.“

[1]) Den Komödiendichter Voltaire tadelt noch Dusch (Vermischte Schriften, Altona 1758, p. 46).

[2]) Es handelt sich um Chassiron.

Gottsched war für keinen Fortschritt zu haben. Er bekämpfte den Dramatiker Voltaire, sobald dieser mit seiner Zeit fortschreiten wollte. Überall tritt einem der schroffste Konservativismus entgegen. Er liebte die kurzen, befehlshaberischen Urteile in Bausch und Bogen, und besaß keineswegs einen scharfen, eindringenden kritischen Instinkt. Sehen wir von den spärlichen Urteilen über den Unterschied der Griechen und Franzosen ab, die vielleicht gar nicht von ihm selbst erdacht, kaum gefühlt und recht allgemein sind, so ergibt sich aber auch nicht ein einziger Kontakt zwischen Gottsched und Lessing in der Beurteilung der Dramen Voltaires.

Einen Pfad zu Lessing weist uns Haller, der über die Semiramis schrieb, das Ganze sei unwahrscheinlich und reize zur Parodie. Sie blieb auch in Paris nicht aus (Erich Schmidt, Lessing, I, p. 618). Ähnlich urteilte Friedrich II., der für den Dramatiker Voltaire sonst sehr eingenommen war und sich doch mit großer Freude im Herbst 1740 zu Wesel von Voltaire den Mahomet vorlesen ließ. Als er die Semiramis verurteilte, brach Voltaire tief gekränkt den Briefwechsel ab, um ihn aber nach einiger Zeit wieder aufzunehmen . .

Michael Curtius erklärte 1758 in der „Abhandlung vom Erhabenen in der Dichtkunst“ (p. 22), das Gespenst in der Semiramis sei ein „würklicher Fehler gegen die Wahrscheinlicheit, dies erste Gesetz dramatischer Stücke“.

Im „Archiv der schweitzerischen Kritik“ (1768) kritisierte Bodmer eine Satire „Nimrodias“, deren Verfasser vornehmlich Voltaires Semiramis wegen des unhistorischen, wirren Durcheinanders angegriffen habe; Bodmer ist sehr befriedigt über diesen Tadel.

Die Schweizer sahen vielleicht am schärfsten. Bodmer machte 1741 in den „Critischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde der Dichter“ (mit einer Vorrede von J. J. Breitinger, Zürich 1741) darauf aufmerksam, daß „in Voltaires Philoctetes und Mariamne der Franzose mehr als der Grieche oder der Jude zum Vorschein kömmt;

wobey ich aber nicht vergessen will, daß eben desselben Alzire so voller Peruanischer Begriffe und Grundsätze ist, welche uns in das eigene Vaterland derer Personen, denen sie in das Gemüthe geleget werden, mit sich führen. Bey den meisten andern tragischen Skribenten, die uns in fremde Länder und Städte führen, merken wir bald, daß wir in Paris bey Franzosen sind."

Justus Möser ist zwar ein Anhänger des Satirikers Voltaire und spricht wiederholt in seiner Schrift „Harlekin" (1761) von der „besten komischen Welt", zitiert den „Mikromegas", und der lebhafte, Stil, die witzige Art des Vortrags erinnern entschieden an Voltaire.

Aber schon 1747 war er im „Versuch einiger Gemählde von den Sitten unserer Zeit" geistreich auf Voltaires „Mariamne" eingegangen (42. Stück). Er sagte: „Voltaire hatte in der ersten Aufführung den Herodes zu gottlos und die Mariamne zu eigensinnig vorgestellet. Wie er ihn aber als einen Menschen vorstellete, dessen Versehen nicht aus einem lasterhaften Herzen sondern aus der Hitze seiner Affekte entstünde: so thut die zweyte Vorstellung eine etwas bessere Wirkung. Aus den Regeln des Aristoteles und aus der Aufführung des Voltaire ziehen wir also den Schluß, daß der Held des Trauerspieles nicht schlechterdings tugendhafft oder lasterhafft, sondern also vorgestellet werden müsse, daß er . . . . . gleichsam wider seinen Willen hingerissen werde". In dieser Bemerkung wird wohl Lessings Forderung der „gemischten" Charaktere vorgezeichnet.

Von Klopstock erzählt Cramer einen Vorgang, der sich gewiß zugetragen hat (Freybe a. a. O., p. 128): Cramer gesteht, daß auch er einmal ein großer Bewunderer der französischen Tragiker und namentlich Voltaires war, aus dessen Tragödien er viele Tiraden auswendig gelernt hätte. Im Bernstorfschen Hotel fragte er Klopstock nach seinem Urteil über die Alzire, in die Cramer damals sehr verliebt war. „Hm — hm — hm — m — ja! — m. — m. Sie haben recht, es ist eine schöne Tragödie." Seitdem sei er aber Klopstock mit Voltaire nie wieder gekommen.

Bodmer, Haller, Möser und Klopstock folgen einander. Nehmen wir Möser aus, so marschieren die andern in derselben Folge wie gegen den Dichter der Henriade auch gegen den Dramatiker, mögen auch Schwankungen vorkommen. Ihr Ziel ist Lessing und der Sturm und Drang. [1])

[1]) Junckers Versuche im Journal étranger (September 1761), die französische Tragödie zu bekämpfen, gliedern sich eher in die französische Literatur ein als in die deutsche. (Über ihn: J. Gärtner, Das Journal Étranger und seine Bedeutung für die Verbreitung deutscher Literatur in Frankreich, Mainz 1905, p. 101—105. Ferner Hans Heiß, Studien über einige Beziehungen zwischen der deutschen und französischen Literatur im XVIII. Jahrhundert; I. Der Übersetzer und Vermittler Michael Huber [1727—1804], Erlangen, 1907, p. 43.)

Lebenslauf.

Am 19. April 1891 wurde ich, Konrad Nikolaus Kurt Kersten, zu Wehlheiden bei Cassel als der Sohn des am 10. Dezember 1912 verstorbenen Gutsbesitzers Christoph Kersten und seiner Ehefrau Martha geb. Knaust geboren.

Am 1. März 1910 bestand ich am Königlichen Wilhelmsgymnasium zu Cassel die Reifeprüfung und besuchte drei Semester die Ludwig-Maximilians-Universität zu München, um Geschichte und Germanistik zu studieren, ich hörte jedoch auch Vorlesungen aus den Gebieten der Kunstgeschichte, klassischen Philologie und Philosophie. Im Winter 1911 wurde ich an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin immatrikuliert, im Sommer 1912 in München und im Winter 1912 wieder in Berlin. Im Sommer 1913 unterbrach ich den Universitätsbesuch, um mich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin nur dem Studium der Geschichte von Voltaires Eindringen in Deutschland zu widmen. Im Winter 1913 wurde ich wieder in München immatrikuliert.

In München hörte ich die Vorlesungen der Herren Burger, Crusius, Doeberl, v. Heigel, S. Hellmann, Jordan, v. d. Leyen, H. Meyer, Muncker, H. Paul, v. Pöhlmann, Simonsfeld, Unger, Weyman, Wilhelm, Wolters, und besuchte die Übungen und Seminare der Herren v. Heigel, Kutscher, Marcks, Muncker, v. Pöhlmann und Wilhelm. In Berlin hörte ich die Vorlesungen der Herren Baesecke, Dessoir, Geiger, Krabbo, Lenz, Meister, E. Meyer, R. M. Meyer, E. Schmidt, v. Wilamowitz-Moellendorff, und besuchte das Proseminar des Herrn Roethe, die Übungen der Herren Baesecke, Herrmann, Hirschfeld, E. Meyer, R. M. Meyer, Roediger und Sternfeld.

Herrn Professor Dr. Muncker bin ich für seine liebenswürdige Hilfe zu großem Danke verbunden.

Druck von G. Uschmann, Weimar.